

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Neue Wera	109
Reich von Holstein	124
Vier Kämpfer. Von Otto Julius Bierbaum	128
Gell. Von Robert Walfer	129
Der Richter. Von Martin Herold	131
Die Hügelwälder. Von Karl Jefferus	138
Effektenkäufern. Von Leben	140

Nachdruck verboten.

Er erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.— Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60, Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
 Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.**

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommandit-Ges. auf Aktien. **Berlin W. 8, Französischestr. 14.**
Kapital: 5 Millionen Mark
 hat eine grosse Anzahl vorzögl. Objekte in Berlin u. Vororten zur Hypothek. Beilegung zu
 zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostlos.

2-4 t. u. r.

Mampes Gute Stube

gegenüber Untergrundbahnhof Friedrichstrasse
Vornehmste Ziför-Stube der Reichshauptstadt.
 Extrafine Ziföre und Frühstücks-Weine.

Hotel Esplanade

Berlin **Hamburg**
Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
 Restaurant im vornehmsten Stil
 Grill-room Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus

Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior

Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR

Café-, Wein- u. Bier-Restaurant.

Friedrichstrasse 67,
 Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 46



*Treffpunkt der
 Weinkenner!*

Alle Waffen
 sind

staatlich
 geprüft!



Fabrik
 rüstung u. portofol.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit
 und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene
Schusswaffen als Jagd- u. Scheibengewehr,
 automatisch, Repetier-Büchsen
 u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie
 sämtliche Jagdgerätschaften liefert die
Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Japan □ □ **China**

Kunstgegenstände — Sammlerobjekte
Richard Salomonsen
 Berlin SW. 66, Wilhelmstr. 43h gegenüber
 dem Architekturbau.

Aecht **Patzenhofer** Biere

sind in allen besseren Detailgeschäften erhältlich.



Berlin, den 24. Juli 1909

Neue Aera.

Gartenjzene.

Vierzehnter Juni 1848. Terrasse des Fröhen Schlosses Sanssouci in Potsdam. Herr Otto von Bismarck, Reichshauptmann und Mitglied des Vereinigten Landtages, sitzt seit ein paar Tagen großend im potsdamer Gasthof. Hat in Babelsberg dem Prinzen von Preußen, auf den er, als auf den Förderer „einer kontrarevolutionären Bewegung zur Befreiung des Königs“, hofft, das Leid der Märzgerlebnisse geklagt und ein Soldatenlied vorgelesen, dessen letzte Strophe mit den Versen beginnt: „Schwarz, Roth und Gold glüht nun im Sonnenlichte, der schwarze Adler sinkt herab entweicht; hier endet, Zoltern, Deines Ruhms Geschichte, hier fiel ein König, aber nicht im Streit.“ Wilhelm weint so heftig wie nur einmal noch vor Bismarcks Auge: in Nikolsburg, als der Ministerpräsident sich weigert, an der Fortsetzung des Krieges gegen Oesterreich mitzuwirken. „Hier fiel ein König, aber nicht im Streit.“ Und doch war durch feste und kluge Ausnutzung des am achtzehnten Märztag von den Truppen erstrittenen Sieges schon die deutsche Einheit unter preussischer Spitze zu erreichen gewesen. Aber seit dem Umzug in den Farben der Burschenschaft sieht das Volk den König als den Führer der Barrikadenkämpfer. Knirschend bedenkt der Reichshauptmann. („Die Weichlichkeit, mit der Friedrich Wilhelm der Vierte unter dem Druck unberufener, vielleicht verrätherischer Rathgeber, gedrängt durch weibliche Thränen, das blutige Ergebnis in Berlin, nachdem es siegreich durchgeführt war, dadurch abschließen wollte, daß er seinen Truppen befahl, auf den gewonnenen Sieg zu verzichten, hat für die weitere Entwicklung unserer Politik zunächst den Schaden einer v. r.

säumten Gelegenheit gebracht.“) Er will den schwachen König, der ihn zu sich bitten läßt, drum auch nicht sehen. Siebt dem Leibjäger, der die Einladung bringt, die Antwort mit, Frau von Bismarck sei von zarter Gesundheit und würde sich ängstigen, wenn ihr Mann über die verabredete Frist hinaus wegbleibe. Als dann Edwin Manteuffel kommt und zu rascher Benachrichtigung der Frau einen Feldjäger anbietet, ist eine Absage nicht mehr möglich. Nach Sanssouci also; doch die frondirende Gemüthsstimmung ist nicht überwunden. Nach Tisch führt Friedrich Wilhelm den Gast auf die Terrasse. „Wie geht es bei Ihnen?“ „Schlecht. Die Stimmung war sehr gut; aber seit die Revolution uns von den königlichen Behörden unter königlichem Stempel eingempft wird, ist sie schlecht. Das Vertrauen zu dem Beistande des Königs fehlt.“ Laut und schroff. Die Königin tritt aus dem Gebüsch und ruft zornig: „Wie können Sie so zu dem König sprechen?“ Der winkt ab. „Laß mich nur, Elise; ich werde schon mit ihm fertig. Was werfen Sie mir denn eigentlich vor?“ Zunächst die Räumung der Hauptstadt. „Die habe ich nicht gewollt,“ sagt der König; und die Bayerin Elisabeth: „Daran ist der König ganz unschuldig; er hatte seit drei Tagen nicht geschlafen.“ Der Deichhauptmann wankt nicht. „Ein König muß schlafen können.“ Friedrich Wilhelm erinnert sich, daß die Mutter dieses Trogkopfes seine Jugendgespielin war und daß „Minchens“ Sohn stets tapfer für die Monarchengewalt eingetreten ist. Das harte Wort verhallt und die Majestät sucht sich von der Schuld zu entburden. „Was wäre denn damit gewonnen, daß ich zugäbe, wie ein Esel gehandelt zu haben? Vorwürfe sind nicht das Mittel, einen umgestürzten Thron wieder aufzurichten; dazu bedarf ich des Beistandes und thätiger Hingebung, nicht der Kritik.“ Er müsse geduldig warten, bis er auch das formale Recht für sich habe; erst wenn die Nationalversammlung, das Tagelöhnerparlament, sich vor Allen Blicken ins Unrecht setze, werde die Stellung des Königs wieder so stark, daß er den Kampf wagen könne. Aus dem Entschuldigungsversuch spricht so gütige Bescheidenheit, daß der Abgeordnete für den Kreis Zerichow den Grimm über den „schwarzrothgoldenen Gedankengang“ vergißt, sich selbst entwaffnet und gern neuer Einladung des kränkenden Königs nach Sanssouci folgt.

Sechs Jahrzehnte sind seitdem verstrichen. Die Schlachten von Düppel, Königgratz, Sedan mit dem Blute deutscher Menschen gewonnen, auf dem Weg zur Weltmacht die Etappen durch die Arbeit deutscher Menschen gesichert worden. Ringsum wurden die Nachtgrenzen verrückt. Fast im ganzen Erdwesten herrscht hinter dünner Schranke der Wille der Nation. In Rußland, in der Türkei, in Persien tagen Parlamente; sind zwischen Völkern und Fürsten

Verträge geschlossen worden. Im Deutschen Reich ist verbrieft und besiegelt, was dem Reichshauptmann aus Schönhausen „als Ideal vorschwebte: eine monarchische Gewalt, die durch eine unabhängige Landesvertretung so weit kontrolliert wird, daß Monarch oder Parlament den bestehenden gesetzlichen Rechtszustand nicht einseitig, sondern nur *communi consensu* ändern können, bei Öffentlichkeit und öffentlicher Kritik aller staatlichen Vorgänge durch Presse und Parlament“. Verbrieft und besiegelt. Auch ins Bewußtsein der Nation gedrungen und als die feste Grundmauer ihres Selbstgeföhles erkannt? Spricht heute ein Preuße zu seinem König, ein Deutscher zu seinem Kaiser, wie vor hestzig Jahren der Dreiunddreißiger zu Friedrich Wilhelm sprach?

Vierzehnter Juli 1909. Terrasse des Alten Schlosses in Berlin. Seit drei Wochen weiß Allddeutschland, daß ein neuer Kanzler zu ernennen ist. Vom Kaiser; nach dem fünfzehnten Artikel der Reichsverfassung. Dieses kaiserliche Reservatrecht soll und kann die Nation nicht hindern, ihrem Wünschen und Wollen deutlichen Ausdruck zu geben. Ein guter Kaiser kann nur dankbar sein, wenn ihm von den Volksgenossen gesagt wird: Solchen Mann wollen wir. Er darf (und wird oft wohl) einen Anderen wählen; muß aber staunen und sich im Land Unmündiger wähen, wenn gar keines Wunsches Echo in sein Ohr klingt. Wilhelm der Zweite hats erlebt. Als die Entlassung Bismarcks, Caprivis, Hohenlohes bekannt wurde, rief die selbe Stunde auch den Namen des Nachfolgers aus. Diesmal war lange Frist. Der Reichstag ist versammelt; fühlt aber nicht die Pflicht, den Parteienzank mit einer klaren Kundgebung seines Willens, seiner Erwartung zu unterbrechen. In der Presse werden sämtliche Papabili (und Solche, die es sein möchten) beschmeichelt und gehandelt; kaum ein Wort, das ausspricht, was ist und sein muß; was zu fordern und worauf zu bestehen ist. Weil der Kaiser ja doch den Mann wählen kann, der ihm paßt? Vielleicht wählt er falsch, wenn aus den Lungen der Volkheit kein Laut zu ihm drang. Und trotz dem fünfzehnten Artikel der Reichsverfassung können Parlament und Presse jedem Kanzler die Geschäftsleitung, das Amtsleben unmöglich machen. Nach Acht ist der Kaiser von den vieler Regattafesten ins berliner Schloß gekommen. Wer Wochen lang auf dem Wasser gelebt oder im Automobil die Heide durchheilt hat, findet das von Schlüter und Cosander gebaute Haus selbst in diesem sonnenlosen Sommer dumpfig. Auf der (von Friedrich Wilhelm dem Vierten angelegten) Terrasse ist frischere Luft. Da soll gefrühstückt werden. Warum nicht auch das Reichsgeschäft erledigt?

„Zurückhaltung“; wie von Wagners, Schlegels, Wagners, Wagners zu Wagners, bevollmächtigten Herren, die Staatssekretäre von Bethmann-Hollweg und

Sydow, Handelsminister Delbrück, Unterstaatssekretär Bermuth, Oberpräsident von Trott zu Solz werden geholt und dürfen mit dem Kaiser, der Marineuniform und weiße Mütze trägt, in dem Terrassegärtchen unter dem Grünen Hut promeniren. Da die Herren Delbrück, Sydow, Trott zu Solz, Bermuth lange warten müssen, werden sie aus der Schloßküche gespeist, aus dem Schloßkeller getränkt; und Herr Delbrück kann Herrn Sydow vom preussischen Handelsministerium, Herr Bermuth Herrn Delbrück vom Reichsamt des Inneren mancherlei Wissenswerthes erzählen. Fürst Bälow ist rasch verabschiedet und darf dann noch ein Weilchen mit dem Oberhofmarschall und Hausminister Grafen August Gulenburg wandeln, während Wilhelm mit Herrn von Bethmann auf und ab geht. Aus dem Berliner Tageblatt: „Obwohl der Garten viele versteckte Stellen hat, die von außen her nicht sichtbar sind, promenirte der Kaiser mit Herrn von Bethmann auf Wegen, wo das Publikum die Szene bequem beobachten konnte. Zuerst sprach der Kaiser. Herr von Bethmann, der einen guten Kopf größer ist, schritt neben dem Kaiser her und nickte fortwährend zu dessen Aeußerungen. Erst am Schluß nahm er das Wort. Nun suchte der Kaiser, der anscheinend durch die vorangegangenen Gespräche ziemlich erschöpft war, eine schattige Stelle am Eingang zur Laube auf. Ein Flügeladjutant meldete ihm die Herren Delbrück, Sydow, Bermuth, von Trott zu Solz. Die vier Herren kamen in den Garten, der Kaiser drückte ihnen die Hände und legte dem Oberpräsidenten von Trott zu Solz die Hand auf die Schulter. Bei der nun folgenden Unterredung führte der Kaiser ununterbrochen das Wort. Er schien erhitzt, lüftete mehrmals die Mütze, gestikulirte lebhaft und machte Bewegungen, als ob er die Luft durchschneiden wolle. Die Herren standen an der Laube, die Hände auf den Rücken gelegt, und hörten zu.“ Hier ist der ausführlichere Bericht des Lokalanzeigers:

„Die Audienzen, in deren Verlauf die Entscheidung über den Kanzlerwechsel spielten, sich nicht in der Abgeschlossenheit der kaiserlichen Arbeitszimmer ab, sondern vor Aller Augen im Schloßgärtchen gegenüber der Burgstraße. Nur ein kleines Häuflein von Menschen mußte Das; und doch konnte man fast jeden Schritt, fast jede Geste, die der Kaiser machte, vom Ufer aus genau beobachten. Es war ein in hohem Grade fesselnder Anblick, der sich hier drei volle Stunden lang dem Beobachter bot. Durch den ständigen Wechsel der Personen und das Temperament, mit dem der Dialog meist geführt wurde, glich es an packender Wirkung einem wuchtigen Bühnendrama. Der Kaiser promenierte schon seit zehn Uhr in dem kleinen, lauschigen Gärtchen an der Kurfürstenbrücke auf und ab. Mit langsam, sicherem Schritt durchmisst er sinnend die Wege. Eine Viertelstunde danach erscheint ein Lakai. Bald darauf betritt Fürst von Bälow den Garten; ernst, im schwarzen Rock, den Cylinder in der Hand. Der Kaiser geht ihm entgegen und schüttelt ihm herzlich die Hand. Neben einander gehen muß Kaiser und Kanzler in lebhaftem Ge-

sprach. Er weilen ergreift der Kaiser den Arm des scheidenden Kanzlers. Die Unterredung währt etwa zwanzig Minuten. Das dicke Gebüsch entzieht dem Publikum die Abschieds-
 scene, doch soll sie sich sehr herzlich gestaltet haben. Dann eine Pause: der Kaiser ist wieder allein. Wenige Minuten später erscheint der neue Mann, Herr von Bethmann-Hollweg. Alles blickt gespannt auf die neue Phase der Gartenjense. Eine herzliche Begrüßung, dann eine Promenade von mehr als drei Viertelstunden. Lebhaft gestikulirend, spricht der Kaiser zunächst geraume Zeit. Dann vertauschen sich die Rollen: Herr von Bethmann-Hollweg spricht mit temperamentvollen Bewegungen, der Kaiser geht neben ihm her und erwidert gleichfalls in lebhafter Weise. Am Schluß schüttelt der Kaiser dem Staatssekretär lange die Hand und winkt ihm noch freundlich zu, bis seine hohe Gestalt aus dem Garten schwindet. Wieder eine Pause. Dann nähern drei Herren, die Gesandten und Bundesrathsbefullmächtigten der anderen drei deutschen Königreiche. Der Kaiser führt die Unterhaltung. Das Gespräch währt fast eine Stunde. Nach ihnen erscheinen Staatssekretär Sydow, Minister Delbrück, Unterstaatssekretär Wermuth und Oberpräsident von Trott zu Solz. Die Unterredung, die eine knappe halbe Stunde in Anspruch nahm, wird vom Kaiser mit noch größerem Temperamente geführt als die vorangegangenen. Inzwischen sammelt sich die Menge in der Burgstraße zu großen Schaaren an. Die Polizei zeigt sich außerordentlich duldsam, so daß die Augenzeugen des eigenartigen Schauspiels auf ihre Kosten kommen. Um Punkt ein Uhr verläßt der Kaiser nach den Ministern den Garten. Die Zeugen der bedeutamen Unterredungen stützen auseinander. Und im Gartenzelt wird von rasch herbeitrabenden Lakaien dem Kaiser und der Kaiserin das Frühstück serviert.

Die Entlassung eines Kanzlers, die Ernennung seines Nachfolgers, zweier Staatsminister, zweier Staatssekretäre im Garten, neben dem gedeckten Frühstückstisch, vor dem neugierigen Blick lungernder Gaffer und Bürfianer: Das ward noch nicht gesehen. Nirgends. Die Szene im Garten der Frau Marthe Schwertlein verblaßt daneben in ihrer Kleinbürglichkeit. Bismarck wurde in einer Frist von vierundzwanzig Stunden zweimal aufgefordert, sein Abschiedsgesuch einzureichen. Dem Grafen Caprivi bestätigte der Kaiser, der dazu für ein paar Minuten aus dem Frühstückszimmer kam, daß er gehen könne. Eblodwig Hohenlohe hatte nach der Annahme des Zweiten Flottengesetzes aus Homburg eine Depesche erhalten, in der stand: „Du kannst auf das Ergebnis stolz sein. Bürgerliches Gesetzbuch und zwei Flottenvorlagen: zwei so wichtige Mahregeln für die innere und äußere Entwicklung unseres Vaterlandes sind noch von keinem Kanzler je gegengezeichnet worden. Wilhelm, I. R.“ Drei Monate danach ging ihm die Sonne unter. Er war gegen das Kostümfest auf der Saalburg, für das Wilhelm die Tracht des Caesar Augustus an thun wollte, und fühlte (hörte dann auch von Holstein bestätigt), daß der Kaiser einen Kanzlerwechsel wünsche. Fährt nach Homburg, giebt Herrn von Tschirsky sein Abschiedsgesuch, merkt in der Audienz, daß der Kaiser es schon erwartet hatte („daß es also die höchste Zeit war, damit loszugehen“), und hört gleich auch den Namen des Nachfolgers: Bülow, „der jedenfalls im Augenblick der

Beste ist". Die neueste Staatsaktion hat sich im Garten vor hundert Augen abgepielt. Ein Mann bismärkischer Wesenart oder der Offizier, den Michel Montaigne schon für das Amt des Wahrheitkünders an Königshöfen erwünschte, hätte von so wunderlicher Deffentlichkeit abgerathen. Hätte dem Kaiser gesagt: „Das kann nicht gut wirken. Solche Schaustellung nimmt den Dingen den Nimbus, den sie im Massenempfinden bewahren müßten. Die Leute dachten sich das Ceremoniale der Ernennung und Entlassung ganz anders. Meinten, der Kandidat habe über seine Absichten und Pläne zunächst mal Curer Majestät Vortrag zu halten und die Entscheidung falle erst, wenn danach der Kanzler und Ministerpräsident gehört ist. Setzt? Vier Mann in achtundzwanzig Minuten erledigt; vier Mann, die seit Wochen, seit Monaten nicht vor dem König standen und nun kaum zum Wort kommen. Der Zuschauer sieht, sie lauschen, lächeln, den Rücken krümmen. Hört dann die Scherze, die von der Lippe des Herrn fielen. Der Kultusminister habe die eifrigste Arbeit und müsse Leuten von allerlei Couleur den Daumen aufs Auge halten. Für den neuen Schatzsekretär habe der alte vorgesorgt und Vermuth brauche das von Sydow zusammengekrachte Geld nur auszugeben. Aehnliche Späße, deren Wirkung der Spreepantomimus sichtbar werden läßt. Einem Volk, das wieder mal von einer Weltwende träumen wollte und nun um eine Illusion ärmer ist. Daheim und draußengiebt's wieder Gelächel, Gezißel: „Solchen Einfall konnte nur Wilhelm haben. Der ist offenbar wieder ganz oben auf.“ War Das nöthig?

Seltjamer Zustand. Warum blieb der Kaiser nicht, wie der greise Franz Joseph während der Doppelkrisis, in der Reichshauptstadt, hörte die Häupter des Bundesrathes, dann die Heydebrand, Hertling, Zedlitz, Bassermann, Wiemer selbst und errechnete danach aus der Summe des Möglichen das Nothwendige? Weil er noch immer hoffte, sich seinen Bernhard erhalten zu können, von dem er so ungern, nur unter dem Druck eines Zwanges, schied? Vor und nach dem Terrassfrühstück las mans. Doch der Abgang des vierten Kanzlers war seit Monaten sicher und der fünfte im letzten Raidrittel schon designirt.

Bülow.

Fürst Bülow wußte davon nichts; sagte noch am zwölften Julitag, die Entscheidung schwankte zwischen Bedel (der einer Hofpartei, nicht des Kaisers Kandidat war) und Bethmann, und nannte, je nach der Farbe des Gesprächspartners, Einen der Beiden als von ihm empfohlenen Mann. Er wollten nicht sehen; nicht gewarnt sein. „Wir dürfen den Chef jetzt nicht noch mehr beunruhigen, sondern müssen ihm die Nerven stärken, damit er durchhält.“ Das

gelang. Die Konservativen, dachte der Kanzler, fallen schließlich doch um, retten mir wenigstens die erweiterte Erbschaftsteuer; und S. M. hat mir die Novembermanöver längst verziehen. War wie ein aus den Wolken Gefallener, als es anders kam. Und konnte den Schmerz, nun doch auf die Wonnen der Macht verzichten zu müssen, nur durch die stärksten Narkotika noch betäuben.

Schlage den am Boden Liegenden nicht, mahnt ein russisches Sprichwort. Die traurigen Panegyriker, die für empfangene Gastfreundschaft mit Lobliedern quittieren, sollen mich nicht zu hitzigem Angriff auf den Mann von gestern verleiten. *Requiescat*; so lange er nicht die Abwehr herausfordert, mag er Ruhe haben. Nur das Nötigste muß noch einmal gesagt werden. Daß Bülow ging, ist kein Unglück fürs Deutsche Reich. Auch im Oktober 1900 war er nicht, wie Chlodwig in sein Tagebuch schrieb, „der im Augenblick jedenfalls Beste“. Ein guter Botschafter; kaum ein Staatssekretär. Für das Kanzleramt war er zu schwach, zu weich, zu unselbständig; Schöpferkraft und Gebieterwille, Fähigkeit zur Synthese und spezifisches Eigengewicht fehlten ihm immer. Ein leidlich belehener, kultivierter, beredter Herr von signorialer Haltung und ohne jegliches Vorurteil. Im Inneren hat er Manches Nützliche geleistet. (Die Betriebsamen, die ihn jetzt als den Schützer von Handel und Verkehr anhimmeln, vergessen freilich, daß er den von ihnen so laut bezeterten Zolltarif geschaffen und das als ruinös verschriene Pörsengesetz erst im achten Jahr seiner Kanzlerschaft, auf Befehl des Kaisers, geändert hat.) An internationaler Geltung hat Deutschland in den Jahren von 1900 bis 1909 mehr verloren, als der grämlichste Schwarzseher gefürchtet hatte. Alle unwägbare Macht. Nur der eherne Halm unserer Waffen fand noch Gehör. Wir mußten uns zum Krieg entschlossen zeigen, um neben dem desorganisierten Rußland, dem sozial zerrütteten Frankreich gleichberechtigt zu erscheinen. In acht Jahren nicht ein einziger münzbarer Erfolg. Im neunten Jahr die Wiederherstellung des Ansehens. Die Balkancampagne hat Fürst Bülow gut geführt. Hätte er sie gewagt, wenn er nicht von dem zähen Ungeßüm Holsteins, der die Möglichkeit der Rehabilitirung früh erkannte, von Schritt zu Schritt gedrängt worden wäre? Den Widerstand des Kaisers, der in Rußland nicht neuen Groll aufkommen lassen wollte, mit selbst gefundenen Gründen zu überwinden vermocht? War eine Heroenleistung nöthig, um, mit vier Millionen Soldaten hinter sich und im Bunde mit dem Oesterreich Franz Ferdinands, Lehrenthals und Conrads von Hötzendorf, durchzusehen, daß Habsburg-Lothringen fortan souverain über zwei ihm seit dreißig Jahren zugesprochene Balkanprovinzen herrsche? Und ist mit dem ringsum verbreiteten Glauben, Oesterreich-Ungarn sei in Mitteleuropa jetzt

die Vormacht und Wien wieder wichtiger als Berlin, die Prestigemehrung nicht recht theuer bezahlt? Die Oesterreicher mögen den Spender so lange vermisten, nur in den stolzesten Träumen noch erhofften Glanzes preisen. In Deutschland durfte der freundlichste Beurtheiler nur sagen, der Kanzler habe die Gelegenheit zur Reparatur seiner ärgsten Fehler nicht verpaßt. Immerhin Etwas. Fürst Bülow war durch Schaden klug geworden, wußte endlich, womit man Europa imponirt, und konnte auch in der Auswärtigen Politik vielleicht nun Werthvolles wirken. Doch er war nicht mehr der Mann des kaiserlichen Vertrauens; und er hatte sich an den Hymnen, die ihn umbrauten, bis zu völliger Blindheit berauscht. Er konnte nicht Wilhelms-Kanzler bleiben.

Dieser Kanzler hat uns viel gekostet. Draußen und drinnen. Miquel, Bosadowsky, Poddbielski hat er weggedrängt. Und auf keinem Gebiet einen Neuen von Hoffnung weckender Kraft gefunden. Acht Botschafter; und nicht einer, dem der Scheidende die Fähigkeit zur Leitung des internationalen Geschäftes zutraute. Ein großer Aufwand von Rednerei: und nicht ein produktiver Gedanke, auch nur ein im Volksgemüth haftendes Wort. Dabei in der letzten Zeit von dem unheilvollen Wahn welthistorischer Größe umfassen. Immer wieder zählte er auf, was er gethan und welchen Nachruhm er dafür von der Geschichte zu erwarten habe. Weil er sich behend um die Gunst aller Meinungsmacher bemüht, Künstler und Bankiers, Professoren und Zeitungsschreiber als ein liebenswürdiger Menschenfischer eingefangen und die Danklieder der gierigen Köder Beschmeißelnden geschlürft hatte, glaubte er sich im Genieland gezeugt. Er wollte gerecht sein und sich nicht überheben. Glitt, eingehüllt in gefälligen Wahn, allgemach aber in ein Heldenbewußtsein. Auch in die Form einer fast königlichen Existenz. Der Bundesrath sah ihn kaum noch. Staatsminister lasen staunend, sie seien von dem vorsitzenden Kollegen „in Audienz empfangen worden“. Das mit Museumsbildern geschmückte Kanzlerhaus sollte mindestens ein Ferrara sein. Jedem wichtigen Gast wurde der Trank kredenzt, nach dem seine Zunge lechzte; und jeder schnalzte noch selig, selbst wenn er erfuhr, daß irgendein Dupendjournalist den selben guten Tropfen bekommen habe. Der Hausherr konnte sich, je nach Bedarf, als strammen Preußen oder als skeptischen Weltbürger geben; den Segen borussischer Zucht rühmen und die „militärische Bornirtheit“ bespötteln; den Grafen Mirbach und Herrn von Schwabach, den Katholiken Spahn und den Protestanten Harnack charmiren. Eine allerliebste (nur im Kreis der Berufsgeoffenen unwirkfame) Kunst der Menschenbehandlung, die sich am Ende unwiderstehlich dünkt. Und doch gerade da versagt, wo es ums Leben geht. Versagen muß, weil die innere Sicherheit geschwunden ist. Seit dem siebenzehnten Novembertag.

Der Kaiser wortkarg und kühl, jedem Versuch intimer Aussprache unnahbar; mit einem Blick, der hinter Schleiern zu fragen scheint: „Woher nimmst Du, der sich den Manager meines Genies genannt und mir ins Angeficht hundertmal die „hohe Weisheit“ meiner persönlichen Politik gepriesen hat, heute den dreiften Muth, mir mit Lektionen zu kommen?“ Ein Starcker hätte nach dieser Stunde nur noch getrachtet, würdig zu fallen. Ein Schwacher, der mit dem Amt auch die Geltung verlor, mußte Alles an die Wahrung des Nachtscheines setzen. Bülow hat's gethan. Wilhelms Gnade zurückzugewinnen: dieser Wunsch ward nun das Leitmotiv seines Handelns. Mußte er fallen, dann wollte er wenigstens nicht als ein vom Auge der Majestät Verbannter gehen. Hoffte aber noch, sich halten zu können. Während der Krisis hatte die Kaiserin, die sich in dieser schweren Zeit als eine tapfere und tüchtige Ehegefährtin bewährte, ihn geschirmt. Deren empfindliches, heftiges Protestantengefühl würde sich von ihm wenden, wenn er wieder mit dem Centrum anbändelte. Das darf er also nicht. (Erst in extremis hat er auch diese Möglichkeit erwogen.) Was bleibt? Die Kombination kaiserlicher Gunst mit der Geste des Volksmannes. Jede Höflichkeit des Kaisers wurde affichirt, jedem Gerücht von fortdauernder Verstimmung laut widersprochen; und mit nicht geringerem Eifer um den Beifall der Liberalen geworben. Die Gegner hatten sich gesagt: Wer als Verfechter neuer Steuern fällt, weckt nicht, wie ein Achilleus, unendliche Sehnsucht. Frohlockt nicht zu früh! Die Besteuerung des Witwen- und Waisenerbes wird zum Schibboleth der für die Freiheit Erglühenden. Zwar haben Bülow und Rheinbaben, die Liberalen Paasche, Eugen Richter und Biemer gegen diese Steuer gesprochen, für die noch am Schluß der Ersten Lesung in der Finanzkommission von achtundzwanzig Stimmen nur sechs (Sozialdemokraten und einzelne Freisinnige) aufzutreiben waren. Thut nichts. Man schreit und schreibt: „Die Junker wollen nicht zahlen; wollen im Bund mit den römischen Pfaffen wieder das Reich unterjochen; und der Kanzler geht, weil er solche Schmach nicht im Amt überleben kann.“ Darf er dennoch bleiben, so knüpft er im Herbst die abgerissenen Fäden sacht wieder an. Darf er nicht, so wird er in Huld, als ein treuer Diener, mit Bedauern und Brillantenadler entlassen und draußen mit dem Lorber gekrönt, der dem Märtyrer seiner Ueberzeugung ziemt.

In einem Antlitz, dem der Tod naht, werden die Wesenszüge (seit dem Prognostikon des Hippokrates weiß man's) klarer erkennbar. Wie sah Fürst Bülow in den letzten Tagen seines Amtelebens aus? Er lächelte: und Alle merkten doch, wie grausam des Scheidens Bein in ihm wühle. Er sagte täglich, daß er nie nach einem guten Abgang gelangt habe: und hatte ihn doch inbrünstig erstrebt und mit allen Taktikerkniffen zu erwirken gestrebt. Er entzog

sich schmolend der Pflicht, im Reichstag sich Herrn von Heydebrand zu muthiger Männerfehde zu stellen: und schalt in einer Interview, die er Herrn Felix von Eckardt, dem gescheiten und feinen Chefredakteur des Hamburgischen Korrespondenten, gewährte, den nach dem Schluß der Session fast Wehrlosen der Lüge und Felonie. Hatte der Kerger den sonst so kalt Rechnenden um alles Augenmaß gebracht, daß er nicht merkte, als welche häßliche Handlung diese Interview im Gedächtniß fortleben müsse? Die alten Geschichten, die seit Wochen die Abnehmer liberaler Blätter langweilten. Weltuntergang, weil eine Salonsteuer eingeführt wird (von je tausend Mark ist eine zu zahlen; die Hypothekbanken, die allenfalls Grund zur Klage hätten, werden sich zu helfen wissen) und Effekten und Checks, im Einverständnis mit den Direktoren zweier berliner Grobhanfen, herangezogen werden. Die Konservativen haben dem Centrum „Handlangerdienste geleistet“, das Reichstagswahlrecht bedroht, „Wasser auf die Mühlen der sozialdemokratischen Agitation geleitet“, „mit den Interessen der Monarchie und des Landes ein frivoles Spiel getrieben“. Weil sie erstens die Tributpflicht der Witwen und Waisen, zweitens den Patriotismus und die Bündnißfähigkeit der Centrumspartei heute noch so beurtheilen, wie Bülow selbst sie bis ans Ende des Jahres 1906 beurtheilt hat. „Das Zusammengehen der Konservativen mit den Polen muß auch die Deutschen in den Ostmarken desorganisiren.“ Die Konservativen mußten also zu der Polenfraktion sprechen: „Ihr wollt dem Deutschen Reich, dem der König von Preußen präsidiert, eine halbe Milliarde aus jährlich zu zahlenden Steuern bewilligen? Wenn Ihr's nicht thätet, wäret Ihr Reichsfeinde. Wollt Ihr's aber thun, dann dürfen wir nicht mitmachen. Unter keinen Umständen. Sonst müßte der Kanzler gehen. Der kann zwar mit den Freisinnigen regiren, die sein Polengesetz abgelehnt, mit uns, die es angenommen haben, aber nur, wenn wir Euch hindern, mit in der Mehrheit zu sein, die dem Reich neue Steuern bewilligt.“ Die Centrumsmänner haben dem Fürsten „ein Bein gestellt“, die Konservativen ihn zum Rücktritt gezwungen. Ihn, der die Sozialdemokraten, Polen, Welfen ins Mausloch gejagt hat! Man glaubt, einen wüthenden Knaben zu hören, der von dem Alltag politischer Arbeit nichts ahnt. Ist's denn ein ruchloses Verbrechen, einen Minister zu stürzen, dessen Politik der Mehrheit des Parlamentes mißfällt? Das ist nicht nur das gute, überall anerkannte Recht: ist sogar die höchste Pflicht einer Partei, der das Programm mehr gilt als ein Papiersegen. Fürst Bülow wollte wichtige Wünsche des Liberalismus erfüllen (so sagt er jetzt; gethan hat ers in den neun Jahren seiner Kanzlerschaft nicht): die Parteien, die es nicht wollten, nicht wollen konnten, haben sich gegen solche Absicht verbündet. Das war zu erwarten. Wozu das Gekrein? Wozu der Ver-

fuch, die Parteien, mit denen der Nachfolger arbeiten muß, schnell noch im Land zu verschreien? Darf ein Mann, der gestern noch aus allen Poren Patriotismus schwitzte, heute, da es mit seiner Herrlichkeit aus ist, die Geschäftsführung erschweren? Einer, der mit Centrum und Konservativen Gesetze aller Sorten gemacht und die Katholikenpartei mehr als je ein Anderer gehäßt hat, wie über Hochverrath zetern, weil preussische Grundbesitzer sich mit dem Centrum über Steuern verständigt haben? So stark wie in dem Fürsten Bernhard von Bülow, der sicher resolut ungläubig ist, mit den Gottlosen am Liebsten plaudert und sein Eheglück päpstlichem Dispens dankt, wird der lutherische Geist in den Junkern der preussischen Ostprovinzen am Ende auch noch sein. Si tacuis-et! Im Kanzlerhaus gehörte solche Interview jedenfalls nicht.

Die facies hippocratica zeigt noch andere Züge. Jedes Lobsprüchlein, jede Beileidsphrasen wurde an die Reichssäulen geklebt. Noch einmal arbeitete der Apparat mit der alten Zuverlässigkeit. „Der Kaiser war so herzlich. Hat ihn umarmt. Ist so betrübt. Kann sich in die Trennung kaum finden. Morgen kommt er noch einmal zum Diner. Und aus allen Theilen des Reiches treffen täglich . . .“ Morgens, mittags, abends. Die Abfahrtstunde wurde so lange ausgetutet, so laut um „spontane Abschiedshuldigung“ gebeten, daß man Mitleid bekam. Sonntag vor der Hauptmahlzeit: da hätten sich in den durch das Aufgebot der Schuhmannschaft kenntlichen Straßen auch ohne den Ankündigungslärm ein paar Hundert Menschen geschaart. Daß die Schilderung des Volksseelenschmerzes und der Perroncour dann nicht mit dem gehörigen Pomp auf die erste Seite der Montagsblätter kam, war durch den Unfall verschuldet, der ein Radrennen unterbrach. Von den Blaublütigen und den Schwarzluttigen angezettelt? Sicher ein verrätherisches Stimmungssymptom. Der arme Herr Verhart Hauptmann hatte in einer (zu unhöflich belachten) Depesche eben den „allgemeinen Schmerz des deutschen Volkes“ und „die bittere Größe des Augenblicks in wahrer Ergebenheit und tiefer Verehrung“ konstatiert. Die großen Zeitungsmacher kannten ihre Leute besser. Die sechs Loten der Radrennbahn, dachten sie, interessiren mehr als der Auszug des Kanzlers. Für Clemenceau hätten sie, wenn er zwei Tage früher gefallen wäre, vorn ein Plätzchen freigemacht. Bülow kam auf die letzte Seite. Wie kindisch war all das Mädeln, wie würdelos der Versuch, einen Mann, der, mit seinen Talenten und seiner Geschicklichkeit, dem Volksempfinden stets fremd geblieben war, als Nationalheros aufzubahren! Dem Kaiser brichts beinahe das Herz; die Armee möchte Flor um die Feldzeichen winden; das Bürgerthum kanns nicht fassen; die Häupter der Bundesstaaten sind vom Schreck fast gelähmt; den Gegnern aus dem letzten Treffen sogar ist das Beh anzumerken. So dröhnte es Tage lang. Und warum, Ihr ver-

plärretes Gefinde, geht der Unermessliche dann? Warum bleibt er nicht, da alle Herzen es, nur die der schwärzesten Reichsfeinde nicht, inbrünstig ersehnen? War dieser Verlust dem Deutschen Reich nicht zu ersparen?

Ein Wörtchen hätte genügt. Das einsilbige Wort „Nein“ aus dem Munde des Kaisers. „Nein, Bernhard, ich lasse Dich nicht fort. Du bist wieder gut auf den Beinen und Parlamentsherrschafft, die einen Minister stürzen kann, haben wir, Gott sei Dank, nicht. Keine Rede von Abschied! Du machst die Finanzreform so gut, wie es mit der Sippschaft möglich ist (ich werde den Brüdern mal selbst was ins Ohr sagen), und wir arbeiten weiter zusammen. Ganz vernünftig zwar, daß Du Deine Matraze schon gestopft hast; aber einstweilen kommst Du nicht zum Liegen. Noch lange nicht. Keine Wiederholung des Gesuchtes! Wird dringend verboten. Die Pinasse wartet. Wir wollen zu Renier rüber.“ Glaubt Einer, daß der Kanzler, der mit solchen Bescheid aus Kiel heimgekehrt wäre, nicht eine ihm bequeme Mehrheit geheuert hätte? Der Kaiser hat diesmal nicht Nein gesagt. Nur darauf kam es an. Was daneben an Huld gesendet wurde, ist für den Empfänger gewiß werthvoll; doch hört auch er wohl von Allem nur das Ja. Wer ohne äußeren Zwang die Lösung eines Vertrages gewährt, hat sie gewünscht; und keine Häufung gedrehter Wortwaare kann diesen Wunsch dem wachen Auge bergen. Die Litanei wird nachgerade langweilig. Daß ein charmanter Fürst und Reichskanzler, der mit Komplimenten nicht knausert und sich um wichtige Leute so hartnäckig bemüht wie eine Dame um Schaustücke für ihren jour fixe, Anhang hat, ist natürlich. Menschlich, daß ihm schwer wird, von der höchsten Machtspitze zuscheiden und, ein gestern Umdieneter, morgen ins Gewimmel der Gleichgiltigen hinabzusinken. Und hübsch, daß die Journalisten, denen sein emsigstes Werben galt, ihre Dankbarkeit in Leitern ergießen. Doch die Staatsaktion darf nicht zur Burleske werden. Mögen die Männer, die Jahre lang den Kanzler schalten und seine Entlassung herbeisehnten, ihm jetzt die schönsten Worte telegraphiren: was war und was ist, läßt sich nicht unter Guirlanden ersticken. Wilhelm wollte und mußte sich von Bülow trennen; weil er fand, daß der Kanzler ihm im November 1908 schlecht gedient habe. Das wußten im Bundesrath und im Reichstag die Stimmführer; ungemein präzise Aussprüche wurden herumgetragen. Der Kaiser bewahrte dem Duzgünstling ein freundliches Gefühl und war entschlossen, ihn nicht, wie einen zu Strafenden, wegzustoßen; entschlossen aber auch, den Strauchelnden nicht zu halten. Vor der Weihnacht schrieb ich an Holstein: „Bülow wird über die Finanzreform stolpern und S. M. wird ihn sanft fallen lassen.“ Das war ohne Prophetengabe vorauszu sehen. War der Kluge, wider Erwarten, klug genug, nicht klug zu sein? Oder ist seine zum ersten Mal un-

zulängliche Taktik aus der Unvereinbarkeit der Vorsorge für den Erfolg und für den guten Abgang zu erklären? Er spricht: „Ich werde niemals gegen die Liberalen regiren.“ Und ist von dieser Stunde an verloren. Die Liberalen tölpeln in jede Falle. Drängt sie in eine Abjage an die werdende Mehrheit: und der Kanzler muß den Abschied erbitten. Die Konservativen haben ihn gestürzt? Nur die Gelegenheit gemacht. Centrum und Polen? Wilhelm der Zweite, der sich gewiß als Protestant und Deutschen fühlt, hat ihnen Lustren lang besondere Gunst geschenkt und ihre Führer noch im Sarg mit Ehren behäuft. Fürst Bülow ist gegangen, weil Kaiser und Bundesrath ihn nicht länger halten wollten. Und weil sein System der Preßpolitik und Charaktermassage nicht mehr wirkte, seit ihm der Nimbus allerhöchsten Vertrauens fehlte.

Ein Berufsgenosse, ein Freund hat von ihm gesagt: „Der arme Bülow glaubt, um ein guter Diplomat zu sein, müsse man zum Schelmen werden.“ So schlimm war sein Glaube wohl nicht. Er fühlte, daß er im Großen nichts erreichen könne, und fing es drum im Kleinen an. Da ging's. Unter Schlaunen noch der Schlauste sein, scheue Edelstische ködern, Verschmitzte an der Nase herumführen: ein Sportvergnügen. Er war neun Jahre Kanzler. Ist Fürst, Ritter der höchsten Orden, Millionär geworden, hat das Lob täglich aus über-vollen Schalen gelöffelt; ist des Mitleids also nicht bedürftig. Sind um Balfour und Witte, Koerber und Clemenceau Thränen geflossen? Nimmt Fürst Bülow Schöpfergedanken mit, die er nicht mehr auszuführen vermochte? Eine Prämie Dem, der nur einen ans Licht bringt. Bucht also lieber nicht uner-sehlichen Verlust. Ein ungewöhnlich begabter, unterhaltamer, von des Schick-sals Gunstfälle begnadeter Herr. Grüßt und ehrt ihn, wenn Gefühl dazu drängt. Doch vergeht nicht ganz, wie oft Ihr ihn, Alle, erwünscht habt; wie oft er für wesentlich hielt, was nur Schein war; wie selten er hinter den Wort-hülßen den Kern der Dinge sah. Ist Deutschlands Lage bequem, weil Kan- zler und Offiziose die Gefahr wegzuplaudern strebten? Sind Sozialdemo- kraten und Welfen minder mächtig, weil eine unwahrhaftige und unhaltbare Sozietät ihnen im Reichshaus Sitze entzogen hat? Gebt uns den Geschmei- digen nicht für einen Großen, den Lüncher uns nicht für einen Baumeister. Nach Caprioli und Hohenlohe in Brillantfeuer zu glänzen, war leicht. Aber: neun Jahre Kanzler! Was war da zu schaffen! Und wo liegen Bülow's Reiche?

Chassé Croisé.

Nach der Rhetorenfrage eint, die uns auf die Nägel brennt: Ist der fünfte Kanzler ein Mann raschen Entschlusses und tapfer ausharrenden Wil- lens? Nur mit solchen Qualitäten kann er dem Reich nützen. Alles Andere ist Nebenjache; alles Prunken mit Geistreichthum von Uebel. Aus einem Feuille-

tonisten wird nie ein Regirer. Den aber brauchen wir wie das liebe Brot. Einen Buchtigen nach dem Bierlichen. Nach dem glatten Kosmopoliten einen deutschen Kerl, der Etwas will, bei der Stange bleibt und sich von keinem Satanas einschüchtern läßt. Selten sichtbar; wenn er zu den Landeleuten spricht, muß es Ereigniß werden. Daß er kein plumper Lummel sein darf, versteht sich. Herr von Bethmann ist fast unbekannt. Seit er, um neben Posadowsky nicht allzu arm zu scheinen, steifen Stoff mit allerlei hübschen Floskeln bestickt und mit darwinischer Ethik aufgepolstert hat, zwingt ihn die Schreibergunst in die Schablone: „Philosophischer Kopf“. Dummes Zeug. Wenn Herr Krause seine Hedwig verheirathet, sucht er für die Hochzeitrede was Apartes zusammen; wenn ein kluger preußischer Minister das heikle Thema des Landtagswahlrechtes erörtern muß, hilft er sich mit den (vor dem Auge der Abgeordneten noch in Jugendglanz funkelnenden) Begriffen der Evolution und Selektion. Das beweist nichts. Und Herr von Bethmann soll nicht Privatdozent oder Professor sein, sondern Kanzler des Deutschen Reiches. Was er kann, hat er noch nie zu zeigen vermocht: er war kaum irgendwo warm geworden, so kam schon die Beförderung ins Höhere. Gewiß Keiner der „Bethmänner“, die Bismarck haßte; Dem unähnlich, über den der schroffe Schönhauser 1854 an Gerlach schrieb: „Was für ein kleines Herz ist doch Bethmann. Hollweg! Verleßte Eitelkeit, äußerliche flache Ambition sind seine tiefsten Motive.“ Von Kopf zu Fuß unähnlich. Ernste Menschen rühmen seine anständige Gesinnung und die innere Feinheit seines Wesens; sind sicher, daß er sich nie zu unwürdigem Handeln erniedern noch als Gaukler paradien werde; trauen ihm auch den Muth zu, den weiten Amtsbereich in stetiger Arbeit zu erobern, statt als ein von Wirklichen Geheimen Räten gelenkter Titularherr drin zu thronen. Leicht hat er's nicht. Wir müssen geduldig sein. Ist er Staatsmann, so läßt er uns lange warten.

Herr von Bethmann war seit dem Jahr 1900: Oberpräsident von Brandenburg, Minister des Inneren in Preußen, Staatssekretär im Reichsamte des Inneren; und ist nun Kanzler. In der selben Zeit war Herr Delbrück: Oberbürgermeister von Danzig, Oberpräsident von Westpreußen, Minister für Handel und Gewerbe; und ist nun Staatssekretär im Reichsamte des Inneren. Herr Sydow kam aus dem Reichspostamte ins Reichsschatzamt und zieht jetzt ins Handelsministerium. Eine wunderliche Sitte. Herrn Holle hat sie die Gesundheit gekostet. Der wurde aus dem Unterstaatssekretariat des Verkehrsministeriums auf den Stuhl des Herrn Studt geholt, wollte sich hastig in das neue Amt einarbeiten und hörte dann vor dem Ohr eines fremden Königs das Scherzwort: „Der lernt Kultusminister; kennt aber das Wasserbauwesen gründlich.“ Brach zusammen und hat als Abschiedskrost jetzt den Rothen Adler-

orden Erster Klasse mit Eichenlaub erhalten. Studenten müssen alle Stationen durchmachen, Baarenhaußmädchen in jedem Rayon bedienen lernen. Minister oder Staatssekretär wird selten Einer, ders bis an die Fünzigerschwelle noch weit hat. Braucht er nicht seinen ganzen Kraftrest, um auf dem neuen Posten heimisch zu werden und Rechtes zu leisten? Bis her glaubte man's. Sieht nun aber, daß die Excellenzen hierhin, dorthin geschleudert werden. Wenn Herr Delbrück das Zeug zum Handelsminister hat, mußte ers bleiben (hoffentlich nimmt er ins Reichsamt seinen Unterstaatssekretär Richter als Lootsen mit). Wenn Herr Sydow für die Stellung eines Ressortleiters tauglich ist, wird er im Schagamt, wo er seit einem Jahr ohne Rast arbeitet, eher Etwas schaffen als in dem neuen Amt, das wieder ganz andere Kenntnisse von ihm fordert. Unsere Minister und Staatssekretäre sollen Fachmänner sein. Wie viele sind's noch?

Vor fünfzig Jahren tadelte Bismarck die vom Prinzen von Preußen entworfene Ministerliste; damit sei kein Staat zu machen; das Auswärtige und die Arme in schwachen Händen. Mit rothem Kopf rief Wilhelm ihm zu: „Halten Sie mich denn für eine Schlafmühe? Mein Auswärtiger Minister und mein Kriegsminister werde ich selbst sein!“ Und bekam die Antwort: „Heutzutage kann der fähigste Landrath seinen Kreis nicht ohne einen intelligenten Kreissekretär verwalten und wird immer auf einen solchen halten; die preußische Monarchie bedarf des Analogon in viel höherem Maße. Ohne intelligente Minister werden Eure Königliche Hoheit in dem Ergebnis keine Befriedigung finden.“ 1859; in dem Preußen der Neuen Aera. Jetzt wird gewispert, mit den Bethmann und Genossen werde es schon gehen, denn der Kaiser wolle wieder die Oberleitung auf sich nehmen; drum sei auch ein Kanzler möglich, der nie ins internationale Geschäft hineingeguckt hat, und der im aktiven und passiven Sinn des Wortes bequeme Herr von Schoen könne bleiben. 1909; im Deutschen Reich; nach dem Novembererlebniß. Die Franzosen freuen sich schon; im Gaulois las man: „La France n'y perdra rien“. Grundloser Jubel. Der Kaiser kann nicht daran denken, in eine Gewohnheit zurückzukehren, die ihm selbst und dem Reich so schlimme Erfahrung eintrug. Daher an dem Tag, der ihm Bülow's Abschiedsgesuch brachte, wieder vor Unzuverlässigen von der „Selben Gefahr“ sprach und gleich danach seinen Namen an den fast grotesk verfrühten Plan einer zeppelinischen Nordpolfahrt heften ließ, war gewiß nur ein Zufall. Er hat sich Monate lang weise im Stillen gehalten und die Trennung von Einem, dessen Groll lästiger werden könnte als Bismarck's, da klug besonnen. Er hat keinen Bülow mehr. Und an dieser Stelle ist der Mann wirklich vielleicht unersezbar, von dem im November gesagt ward: „Er hat Sie hineingebracht; nur er kann Sie wieder herausbringen.“

Fritz von Holstein.*)

Die „Zukunft“ hat dem im Mai verstorbenen Herrn von Holstein in zwei Artikeln einen dankenswerthen Nachruf gewidmet. Mir liegt die Absicht fern, die in den Artikeln mit Recht hervorgehobenen außerordentlichen Eigenschaften des Verewigten, seine Pflichttreue, seinen Fleiß, seinen Verstand, seine Uneigennützigkeit und seinen Patriotismus, irgendwie verkleinern zu wollen. Wenn sein Wirken nicht noch segenreicher für das Vaterland geworden ist, so lag Das vor Allem außerhalb der eigenen Person Holsteins.

Schon unter Bismarck reichte Holsteins Einfluß weit. Herr von Holstein behauptete ehrenvoll seinen Platz neben einem so bedeutenden Kopf wie Bacher. Aber Beide beugten sich willig dem Genie, Beider Arbeitskraft wurde die richtige Stelle gewiesen und Beide begnügten sich, Räder der großen Maschine zu sein, welche die Hand des Meisters lenkte. Wie für so Vieles, war auch für das Gefüge des Auswärtigen Dienstes der Sturz des großen Kanzlers verhängnisvoll. Dem General von Caprivi war die äußere Politik eben so ein Buch mit sieben Siegeln wie dem ihm an die Seite gestellten früheren Staatsanwalt, dann Großherzoglich Badischen Gesandten Freiherrn von Marschall. Die Wahl Marschalls war, wie in Klammern bemerkt werden darf, im Wesentlichen das Werk Holsteins. Der vereinigte in jener Zeit täglich im Kaiserhof einen kleinen Kreis beim Frühstück und gestattete auch dem Herrn aus Baden den Zutritt. Bei diesen Symposien (einer der regelmäßigsten Theilnehmer war der bekannte, nun verstorbene Chemiker Scheibler) mag wohl das scharfe Auge Holsteins die Bedeutung Marschalls erkannt haben.

Daß unter den beiden Reulingen das Amt nicht vollständig aus dem Leim ging, war nur das Verdienst Holsteins und seines damaligen vorzüglichen Gehilfen Kiderlen. Die große Begabung Marschalls wandte sich alsbald mehr der inneren Politik zu, während er auch nach der für eine Einat-

*) Einer, der die Ereignisse und die mitwirkenden Menschen lange als ein Rauber sah, hat diese Zeilen geschrieben. Ich veröffentliche sie gern, weil sie das schwer durchschaubare Wesen Holsteins in etwas anderer Spiegelung zeigen und weil sie Herrn von Tschirschy freundlicher beurtheilen, als mir, nach Allem, was ich von ihm und über ihn (von Sachverständigen) hörte und was seine sichtbare Leistung erkennen ließ, möglich war. In der Ueberzeugung, daß ohne Bälows zustimmenden Willen Holstein nicht beteiligt worden wäre, stimme ich, wie die Leser der „Zukunft“ wissen, mit dem Verfasser dieser Stütze überein. Und weiß, daß Holstein selbst, mit so witzigem Eifer er mir auch, wenn ich in Ernst oder Scherz dieses Thema streifte, stets widersprach, von solchem Blau: en nicht allzu fern war. Schmerzen der Gewißheit bezog auch dieser Rathige gern aus.

beitung nöthigen Zeit in mancher Hinsicht für sein Ressort, namentlich auch in personalibus, versagte. Ohne nach außen verantwortlich zu sein, ohne die Möglichkeit zu haben, die zu jener Zeit besonders häufigen plötzlichen Impulse höherer Stellen direkt zu bekämpfen, hielt schon damals Holstein alle Fäden der auswärtigen Politik in seiner Hand. Wer der Wahrheit die Ehre giebt und die Verhältnisse kennt, muß aber hier der Mitarbeit von Philipp Eulenburg dankbar gedenken, den ein bekanntes berliner Witzblatt als Dritten im Bunde, als Troubadour, den Herren Austerfreund (Holstein) und Spähle (Riderlen) zugesellte. Austerfreund bediente sich Troubadours aufs Geschickteste und Dieser war der gewandte Helfer, dessen leichte Hand im Verkehr mit Souverainen im deutschen diplomatischen Dienst sprichwörtlich wurde. Wenn Eulenburg später (ich lasse alles Persönliche, Alles unpersönliche bei Seite) dienstlich und außerdienstlich nicht tanti sich erwies, so lag Dies vor Allem daran, daß seinem Können zu große Aufgaben gestellt wurden. In München genügte er zur Noth; für Wien langte es nicht mehr. Zugleich kam auch bei ihm mit dem Essen der Appetit; er wollte eigene Ideen ausführen und Intriguen selbständig einfädeln; damit entwuchs er dem bisherigen Freund und Meister. Außerdem trat, im Gegensatz zu dem nichts für sich wollenden Holstein, bei Philo immer mehr ein subjektives Moment in den Vordergrund. Eine allmähliche Entfremdung, später direkte Feindschaft war das Ergebnis.

Tel brille au second rang qui s'éclipse au premier. Das war auch das fortdauernde Verhängniß Holsteins. Auf Caprivi folgte Hohenlohe, auf Hohenlohe Bülow. Mit Beiden verband Holstein Freundschaft und langjährige Gewöhnung. Selbst wenn Beide die Arbeitskraft von Riesen besessen hätten, wären sie immer genöthigt gewesen, das gerade im Auswärtigen Dienst durchaus nicht unwichtige Detail kundigen Helfern zu überlassen. So dauerte, mutatis mutandis, das alte, unter Caprivi inaugurierte Verhältniß fort. Nur hatte Caprivi, als er das von den seinen Händen Holsteins über ihn geworfene Netz zu sehen anfing, ungeberdig gestrampelt, während seine beiden Nachfolger sich gern die Mitarbeit, aber auch das sanfte Joch des tüchtigen und zuverlässigen Mannes gefallen ließen. Wer arbeitet, hat immer Einfluß, auch wenn er nur an zweiter oder dritter Stelle steht. Falls zu dieser Arbeitsfreudigkeit noch ein fester Charakter kommt, so entsteht in einer Behörde so zu sagen automatisch eine überragende Stellung des tüchtigen Mannes; allerdings nicht zum Nachtheil des Dienstes, da die Außenstehenden sich doch an den Firmeninhaber oder die Prokuristen halten.

Ähnlich wie mit den Chefs verfuhr Holstein auch mit den Staats-

sekretären; nur nahm er auf sie weniger Rücksicht und behandelte sie meist wie jüngere, wenig genehme Kollegen. Namentlich der arme, ursprünglich von ihm protegirte Richthofen wußte davon ein Lied zu singen. Baron Richthofen, so vielseitig auch seine Begabung war und mit welchem Bienenfleiß er auch arbeiten mochte, eignete sich doch nicht zu einer befehlenden Stellung. Er war zu weich und wollte es mit keinem Menschen verderben; so hoch er auch stieg: er blieb immer ein kleiner Beamter. Diesen vortrefflichen und liebenswürdigen Menschen, der stets gern sachlich hinter die höhere Einsicht und Erfahrung Holsteins zurücktrat, hatte Der nach kurzer Schonzeit ganz besonders aufs Korn genommen. Richthofen war zulezt vor dem grimmen Hagen so auf der Flucht, daß er sich nur dann in das Amt wagte, wenn ihm gemeldet worden war, daß der Geheimrath es verlassen habe. Wie für den Fürsten Bülow, der in Richthofen den hingebendsten Helfer und Vermittler in innerpolitischen Dingen besaß, wurde auch für Herrn von Holstein des von ihm so angefeindeten Staatssekretärs unerwarteter Tod der Anfang des Endes. Herr von Tschirschky kam Beiden mehr als ungelegen. Während aber unsichtbare Hände Tschirschky's berliner Thätigkeit unter dessen eigener unbewußter Mithilfe das Grab schaufelten, lockte es bei dem leidenschaftlichen Holstein vorzeitig über. Ich übergehe die in der „Zukunft“ mehrfach beleuchteten Umstände, die den Abschied Holsteins vorbereiteten und begleiteten, möchte aber erwähnen, daß nach Manches Ansicht der Staatssekretär von Tschirschky wohl als Werkzeug benutzt wurde, aber nicht der Urheber des Abganges war. Man brauchte absolut ein Schlachtopfer für die gänzlich verfehlte Marokkopolitik. Holstein selbst war nicht ohne Verdacht, beseitigte ihn aber immer wieder mit dem Argument: „Der Mann, der mich einst zum Staatssekretär vorgeschlagen, kann unmöglich meinen Sturz gewollt haben.“ Ob er innerlich auch so argumentirte? Er wußte ja, daß bei dem in der Wilhelmstraße chronischen Mangel an Ideen man bald wieder an seine Hilfe und seinen Rath appelliren würde. Da ihm die Politik, die Beschäftigung mit der Politik, wie in Hardens Artikeln mit Recht hervorgehoben wurde, zur Leidenschaft geworden war, wollte er nicht die Brücke abbrechen, die ihm allein noch die Möglichkeit politischer Bethätigung gewährte. Vor der Welt mußte schon aus diesem Grunde der „kranke Hauslehrer“ der Mann bleiben, der ihn herausgeworfen hatte. Auch brauchte Holsteins eigenthümliches Naturell immer ein Objekt, auf das er persönlichen Ingrimm und Aerger über die vielfachen Fehler und Sünden der deutschen Politik abladen konnte. Er wechselte oft urplötzlich in Sympathien und Antipathien und beehrte mit intensiver Feindschaft nicht selten

Männer, die Jahre lang zu den Intimsten seiner Intimen gehört hatten; ich nenne nur die Herren Herren Raschdau, Lindenau, Pourtalès. Ein Missionar, der bei seinem letzten berliner Aufenthalt noch des werthvollen Rathes und oft werththätigster Hilfe des thatsächlichen Leiters des Auswärtigen Amtes sich erfreut hatte, fand bei seiner Wiederkehr die bekannte Doppelthür hermetisch verschlossen. Wie alle sich der Einsamkeit ergebenden Menschen war Holstein im höchsten Grade soupconneux; ein Blick, eine Miene, ein unbedachtes Wort konnte es mit ihm für immer verderben. Leider lieb er auch Zuträgern oft und gern sein Ohr. Treue Freundschaft hat er nur zweimal im Leben bewahrt: dem Grafen Paul Haßfeldt und dem Fürsten Radolin. Er war blind für die Fehler des Einen, die Schwäche des Anderen und scheute sich nicht, selbst in nicht immer einwandfreier Weise Beiden in kritischen Momenten beizuspringen. In den allerletzten Jahren war, wie erwähnt, Herr von Eschirsky seine bête noire; er ließ feingutes Haar an diesem armen Mann, der, rein sachlich und vom geschäftlichen Standpunkt betrachtet, vielleicht der beste Staatssekretär war, den die Wilhelmstraße sah. Wenig gewandt im Verkehr, hölzern als Redner, die Regation jedes repräsentativen Auftretens, war dieser Sproß einer alten kursächsischen Beamtenfamilie doch ein feiner politischer Kopf, der, nüchtern und kühl bis ans Herz hinan, seine logischen Gedankenreihen in klarer Weise zu Papier brachte. Ja, vielleicht war seine Feder der des alt gewordenen ehemaligen Lehrers und jetzt Untergebenen überlegen, der komplizirte und überkünstelte Denkschriften lieferte, vor lauten Klein- und Eventual-Malerei die Hauptjachen verdunkelte und schließlich zu ganz absonderlichen, krausen Ergebnissen gelangte, die zu der oft so einfachen Wirklichkeit in merkwürdigem Gegensatz standen. Namentlich in seinen letzten Lebensjahren, wo er Menschen und Dinge lediglich vom Grünen Tische aus einschätzte und sich immer mehr dem Außenleben entfremdet hatte, gelangte der kluge und hochbegabte Mann vielfach zu Trugschlüssen und oft auf höchst gefährliche politische Abwege. Geblieben aber war ihm bis zuletzt das geradezu bestrickende Talent, seine Thesen zu verfechten, und der unbeugsame Wille, die Widerstrebenden zu seiner Ansicht zu befehlen. Oft gelangte er nur auf höchst seltsamen Umwegen an sein Ziel; meist aber sah er sich Vorgesetzten gegenüber, die ihre Entschlußlosigkeit hinter endlosen Reden verbargen und denen natürlich Holstein, der Mann der Arbeit und der That, in jeder Hinsicht überlegen war. Wären diese Thesen aus festerem Holz geschnitten gewesen und hätten sie an Urtheilskraft nicht so sehr hinter ihm zurückgestanden, dann wären für sie selbst, für Holstein und für ganz Deutschland bessere politische Ergebnisse gezeitigt worden. Denn Hol-

stein war veraltet in seinen Anschauungen und Grundsätzen, er hatte zu wenig Verständniß für die in den Völkern schlummernden geheimen Kräfte, für den gigantischen wirthschaftlichen Kampf und für die Bedeutung der Llabersee. Ganz und gar befangen in den Traditionen der alten Kabinettpolitik (richtiger: der bismärckischen Kontinental-Politik), vertrat er doch seine veralteten, oft etwas paradoxen Theorien mit jugendlichem Feuer und bewundernswerther Geistes-schärfe. Dem ungemainen Reiz seiner von historischen Exkursen begleiteten Deduktionen konnte sich Niemand ganz entziehen. Der Zuhörer, selbst wenn er sachlich nicht überzeugt wurde, hatte das Gefühl, einer in sich geschlossenen Persönlichkeit, einem fest gefügten Charakter gegenüber zu stehen. Fremde Diplomaten betrachteten es daher auch als eine ganz besondere Gunst, von ihm empfangen zu werden. Um ein Beispiel anzuführen: vor Jahren erzählte mir der (inzwischen verstorbene) Botschafter Graf Szegényi, er sei in Berlin mit Ehren überschüttet worden, aber die höchste Ehre sei ihm dadurch erwiesen worden, daß Herr von Holstein einst bei ihm en famille gespeist habe.

Ob Fritz von Holstein von diesem Zauber seiner Persönlichkeit die richtige Vorstellung hatte? Ich möchte annehmen, daß er doch fühlte, wie thurmhoch er an Wissen und Können und vor Allem an patriotischer Uneigennützigkeit Chef und Kollegen überragte. Trotz allem auf diese Herren gehäuften äußeren Ehren mögen ihm deren Gestalten oft recht kümmerlich vorgekommen sein; und in diesem stolzen Gefühl der Persönlichkeit, etwas Anderes zu sein als alle Andern, mag der Einsame wohl das höchste Glück dieser Erde gefunden haben.



Vier Kanzer.

Der Erste war aus Erz; so fein wie stark.
 Der Zweite war aus Holz mit Fliedermark.
 Der Dritte war aus trockenem Töpferthon.
 Der Vierte floß als glatte Diffusion
 Von Gasen, die sich sonst nur schwer verbinden.
 Dies Phänomen wird sich kaum wiederfinden.

Dresden.

Otto Julius Bierbaum.



Tell.

Dadurch, daß Tell aus der landvögtilichen Schiffes-Finsterniß, indem er der sich auflebenden Tyrannei einen endgiltigen Verabschiedenden Fußtritt versetzt, auf die hohe Felsenplatte springt, wo ihn Licht, Luft und Befreiung umarmen, dadurch hat er sich auf seine Wolke, glänzend von Bewegungsfreiheit, hinaufgeschwungen, und er hat, indem er sich persönlich befreit, auch schon dem Vaterland den Dienst des Erretters und Befreiers geleistet, er hat schon hier den Drachen getödtet, hier schon ist das feige Tyrannen-Ungheuer erschossen worden, und zwar durch eben jenen endgiltig wegstoßenden Fußtritt, durch die selbe Bewegung also, die ihn selbst ans Licht und auf die Platte schwingt, indem das schwankende Orkuel auf den Wellen des empörten Sees weiltreibt. Hier ist die große That geschehen, hier ist der Würfel geschüttelt, das Geseh zur unerbittlichen Ausführung gebracht, der Tyrannenmord vollbracht worden. Und wunderbar ist, wie der jugendlichen Rache-Möglichkeit die Rache folgt, wie aus dem Mordgedanken der Mord, wie aus dem rasch gefaßten Entschluß allsogleich die Vollstreckung springt. Was nützen dem Vaterland gefesselte, an Raßtdäume gebundene energische Männer? Was hat die Allgemeinheit davon, daß ein großer Mann in der Gefangenschaft schmachtet? Tell mußte frei werden; er wurde aber auch frei: er ist es jetzt.

Bewußtheit des Zieles ist die lebhafteste Empfindung Derjenigen, die, der Noth und dem Elend entspringen, neuer Noth und neuem, noch größlicheren Elend ins Auge blicken, und Tell ist daher erfüllt von dem Bewußsein, daß es absolut nothwendig ist, Rache zu nehmen, abschließende Vergeltung zu üben. Ein Genie-Gedanke, ein kaum gedachter, sondern in jeder Beziehung nur gefühlter und gleichsam erhörtester Gedanke bligt ihm, einem thatsächlichen nachterhellenden Wetterblitz ähnlich, vor dem Gemüth und vor dem Verstand großartig auf, nämlich der Gedanke, jedes Ausruhen und Zögern jetzt zu vermeiden und sogleich zur erschütternden That zu schreiten. Das gewaltig angekrengte Herz klopft ihm gegen die wackere Brust; doch er, Tell, er springt, er macht Sähe von Fels zu Fels, denn er denkt schon hier an den Höhlweg, an den Punkt der That, an den Ursprung des vernichtenden Blizes, an die Stelle, wo später der berühmte Pfeilschuß gefallen ist. Und das stürmische Blak, sich fessellos und ferterlos zu fühlen, in der Brust bezwingend, zwingt er sich zugleich in einen neuen selbstgeschaffenen und selbsterrundenen Kerker hinab: in die harte, abgrundähnliche Unmöglichkeit und Undenkbarkeit hinab, jemals noch dem Entschluß, den er gefaßt hat, entfliehen zu dürfen. So oder ähnlich verfügen und disponiren über die eigenen Spannkraften nur große Menschen, nur Helben. Und Tell zeigt jetzt dadurch, daß er alle persönlichen Mitleidempfindungen überwindet und tödtet, indem er sich zum Töten des Tyrannen aufrafft, daß er ein Held ist. „Vorwärts! Zum Ort der That“: so schreit, so donnert es jetzt in ihm, so preßt es all das zögernde Persönliche nieder. Ja, hier ist ein Mensch, der handelt, hier ist er, der Entschluß, dessen Plan und Ende herrlich zusammenfallen. Er umarmen sich Gedanke und Bewegung. O, viele, viele Menschen sind auch schon vom Bewußtsein einer nothwendigen That durchdrungen und befeelt gewesen, aber gethan haben sie dann doch nicht, was hätte gethan werden müssen, denn es war ihnen zu schrecklich, zu thun, was sie zu thun dachten. So ergeht es namentlich reflektirenden, gebildeten Menschen. So geht es im Allgemeinen zu: heutzutage! Doch Tell: seht, wie er jetzt bemäht ist, aus der Höhle des Entschlusses ans

himmlische Licht des ungefüamten Thuns zu bringen! Tell ist kein dichter und trachtender, kein denkender und spekulirender, sondern ein einfacher, ein tragischer Mensch, ein Mensch der That, ein Held ist er, geboren, sich unsterblich zu machen.

Tell ist gequält worden, wie noch selten ein Mensch, ein Erdenbewohner, ein Gatte und ein Vater gemartert und gequält worden ist. Doch auch kleine, niedrige Menschenseelen lassen sich quälen, kann man quälen. Zum Gequält- und Gefoltertwerden braucht es keine Größe. Bis hierher, bis zum Landvogten-Prunkschiff ist Tell nur Gegenstand, kleiner Gegenstand des Tyrannen-Hohnes und ein wundervoller, ein entsetzlicher Schätze gewesen; doch jetzt, da er wie ein aufzudender Lichtstrahl aus der Schiffes-Witternacht an den schimmernden Felsen-Platten-Mittag springt, ist er geworden, ist er ein Riese geworden, ist er groß geworden. Er ist jetzt nicht mehr geplagt, der Gedanke kann zielen, wohin er will, und Tells Gedanken kennen ihr verabscheuenswerthes und hassenswerthes Ziel. Doch hassen? Nein, Tell denkt gar nicht mehr an Haß und an Abscheu; er ist Jäger und paßt dem ahnungslosen stolzen wilden Thier auf. Er ist befreit von allen fesselnden und bindenden Empfindungen. Ja, er war niedrig und klein. Ein Knecht seines Herrn, ein Unterthan seines Gebieters war er, ein Sohn seines Landes war er, ein hutabziehendes, gehorames, demüthiges Geschöpf war er. War er? Er hat ja aber eines Tages seinen Hut nicht mehr abziehen und den Gewohnheitknig nicht mehr machen wollen; und hier vielleicht schon, bei der urplößlichen Verweigerung des erniedrigenden Alltagsgehorames ist der Tyrann erschossen worden. Tyrannen sind nie groß. Tyrannei schließt jede Größe aus, deshalb, weil die unausgesetzte Lüsterheit sie blind macht. Der Landvogt hat keine Ahnung gehabt, daß unter den schlichten Gebirgsleuten ein Genie, ein Tell lebt. Er hat geirrt wie ein dreizehnjähriges Kind; und er büßt nun dafür. Er ist launisch, trüg, grausam, fed und Abergöbeterlich gewesen und er wird nun erschossen. Das heißt: er ist es schon. Er lebt noch, aber er lebt nur noch ein Zwanzig- bis Fünfundszwanzigminutenleben. Da Tell, der Schätze Tell, der dem eigenen Kind den Apfel vom Kopf weggeschossen hat, jetzt auf die Brust des leichtsinnigen Wätherichs zielt, ist der Wätherich, kann man sagen, schon im Voraus durchbohrt, schon im Voraus verloren und zu den Verdammten geworfen. Seht, wie Tell lauert, der Jäger Tell lauert und lauert.

Spricht nun Tell ein Gebet? Telle haben nicht nöthig, zu beten. Für Menschen, die Himmel und Hölle selber in der Menschenbrust fühlen, gefühlt haben und stets weiter fühlen und durchwandern werden, giebt es keinen Gnaden- und Ungnaden-Gott mehr. Wo der menschliche Wille so groß ist, müssen die Götter verschwinden. Hat nicht Gott den Tell im Stich gelassen im Augenblick höchster, ja, wahrhaftigster Noth? Obee ist Gott dann gekommen und hat Tell aus dem Schiff befreit? Einerlei. Und wenn es so ist: Gott verzichtet auf Gebete, wo er eine That sieht. Thaten sind ihm die liebsten Gebete. Also betet jetzt Tell.

Und nun kommt der verbrecherische, anmuthige Länzer, auf einem weißen Roß flatterhaft daherrreitend. Ja, er ist es, der Landvogt, und hinter ihm her und um ihn herum sprengt und flattert und zwischert das stets liebenswürdige Gefolge, die muntere, sattgeessene Schaar stets gesälliger und schmeichelnder Lügen. Ein fürstlicher Austritt. Ein Anblick zum Verzagen für einen zielenden, vogelfrei erklärten Verbrecher an Staat und Majestät. Doch Tell zittert nicht: er schießt und trifft; und hat damit gethan, was ihm erlaubt, müde nach Hause zu gehen.

Charlottenburg.

Robert Walfer.

Der Richter.*)

Richten soll eine Unbescheidenheit sein, wenn nicht von Hochmuth kommen. Bächer, die die Menschen versittlichen wollten, warnten vor dieser Ueberhebung, wiesen auf den Balken im eigenen Auge.

Daß die Menschen nicht davon ließen, lag an den letzten Gesetzen seelischer Selbsterhaltung, die eben so vorhanden, wenn auch weniger untersucht sind wie die der physischen. Wenn die Menschen sich zum Richter über den Nächsten aufwarfen (thun sie es nicht auch heute?), wollten sie nicht zunächst den Anderen verkleinern, sondern sich behaupten. Denn man ist immer nur ein Einzelner und kann darum nicht zu gleicher Zeit schlank und beleibt, klug und dumm, schön und häßlich, elegant und einfach, Bohemien und Bürger oder Bürgerin und Amoureuse sein. Der Schlanke muß den Korpulenten als unangenehm, der Beleibt den Dünnen als lächerlich empfinden. Die schöne und dumme Frau moquirt sich über die häßliche und die kluge und häßliche verachtet die Männer, die die Larve einer Dummen reizt; der Elegant bespöttelt den nachlässig Angezogenen und der salopp Bekleidete den Elegant (wenn das kreuzende Geß der Kontrastes bei Manchem auch die Antipathie wieder zur Sympathie umbiegen mag). Aber sie Alle müssen Dieses thun, um sich selbst zu begründen und zu behaupten. Denn die Welt hat Raum für alle Gegensätze: der Einzelne aber muß wählen, ob er elegant oder einfach sein will, und, da sein Schicksal über seine Figur und sein Gesicht schon ohne seine Wahl entschieden hat, sich mit diesem Gesicht und dieser Figur zurechtfinden. Er hat dazu, wenn er zur Zufriedenheit gelangen will (und dahin gelangen zu wollen, scheint Naturgesetz), sein Widerspiel zu belächeln und herabzusetzen; und nur Wenige sind begabt, die Berechtigung auch jedes Gegensatzes einzusehen und ihre eigene Art und ihr Gehaben lediglich als persönlich und in keinem Belange für nur irgend richtiger als Art und Gehaben der Anderen anzusehen. Dieses sind, wie man weiß, nur wenige, durchaus verfeinerte Naturen, meist ohne die starken, ein Volk vorwärtsstoßenden Instinkte, fast ausschließlich Männer und immer wohl nur Menschen von einem schon höhern Alter.

Al Das gilt für Handlungen noch mehr als für Figur, Gesicht, Geschmack und Anlagen. Man handelt, vor die Wahl gestellt, so oder so zu handeln, vielleicht eben so oft wie aus dem angenehmen Reiz heraus, den die Vorstellung der einen Handlung weckt, aus dem Widerwillen gegen die Vorstellung der anderen. Andere aber begehen diese andere Handlung, und wenn man sich dennoch zu seiner eigenen bekennt, so zwingt Das, die andere Handlung der Anderen zu verurtheilen. Denn man kann nicht zugleich als schöne und nicht glückliche Frau der Versuchung eines Mannes aus Ueberzeugung widerstehen und den Ehebruch anderer Frauen billigen. Thut man es dennoch, so wird die eigene Zurückhaltung innerlich nicht gebilligt.

Nicht nur die Tugenden führen in ihrer Ueberbildung zu Lastern. Auch Handlungen, die einen berechtigten Zweck hatten, werden sinnlos, sobald dieser Zweck sich unbemerkt verliert. Sitten werden zu Unsitte, weil ein Volk ihren

*) Ein Bruchstück aus der Monographie, die, unter diesem Titel, als siebenundzwanzigster Band der von Martin Buber herausgegebenen Sammlung „Die Gesellschaft“ in der Literarischen Anstalt von Witten & Loening erscheint.

Sinn vergaß, und das Beurtheilen von Handlungen Anderer, eine Nothwendigkeit für die Selbstbehauptung, wird, in Fällen angewandt, in denen die Selbstbehauptung es nicht verlangt, zu einem unnötigen und darum unsittlichen Handeln, vor dem alle verftitlichen Bücher mit Recht warnen, auf den Balken weisend, der im eigenen Auge . . .

Richter zu sein, ist nicht Hochmuth oder auch nur Unbescheidenheit, weil es das Handeln der Anderen nicht zu dem eigenen in einen Gegensatz stellt. Der Richter schöpft aus den Handlungen der von ihm zu Richtenden keine Bejahungen für seine eigenen Handlungen, entnimmt ihnen keine Abneigungen für die von ihm ver Schmähten. Wenn er es selbst gelegentlich thäte (was bei einem Menschen schon verständlich wäre), ist Dieses doch nicht Zweck und Sinn seines Thuns. Wenn er irgendwelche Handlungen rechtfertigen wollte, wären es die von der Allgemeinheit begangenen (und darum nicht vom Gesetz verboten). In Wirklichkeit ist er nur als von der Allgemeinheit eingesetzt zu verstehen, nur als in einem Amt oder einer Stellung befindlich zu begreifen.

In einem Stück von Strindberg sagt ein Richter: Ich habe nicht das Gewissen, ein Urtheil zu fällen. Der Pfarrer erwidert ihm, daß es gefällt werden müsse. Der Richter erklärt: Nicht durch mich! Ich lege mein Amt nieder und wähle eine andere Laufbahn. Der Pfarrer hat nicht nur Recht, wenn er darauf erwidert, daß Dies einen Scandal gäbe, der ihn zum Gespött mache. Der Fall ist gar nicht möglich. Es giebt keinen Richter, der dieses Urtheil nicht fällt. Denn er fühlt sich als Richter nicht als einen Menschen, der den anderen verurtheilt, sondern, wie Montesquieu in seinem *Esprit des lois* sagte, nur als den Mund der Geseze, de l'étre inanimé qui n'en peut modérer ni la force ni la rigueur. Unsere Technik sieht hoch, aber eine das Gesetz anwendende Maschine hat sie noch nicht erfunden. Ein Mensch muß die Geseze anwenden: aber er thut es, indem er in seiner Unpersönlichkeit die Simplizität der Maschine zu erreichen sucht. Dieser selbe Montesquieu hat, die Lehre von der Theilung der Gewalten des Aristoteles wiederholend, das *pouvoir de jurer* als Gegensatz zu dem *pouvoir exécutif* gefaßt. Aber er irrt: Der Richter empfindet sich selbst nur als Vollzugsbeamten.

Aus dem Begriff des Richters folgt Dieses nicht. Es sind Richter denkbar, die aus ihrer Persönlichkeit alle Maßstäbe für ihr Urtheil nehmen: in einfachem Verhältnissen, in denen es keine Geseze giebt, aber auch bei frei gewählten Schiedsgerichten. Unserer Zeit liegt solche Selbstherrlichkeit fern. Das hat viele Gründe; einen in dem Richter. Unser größter Staatsmann hat als an unserer Zeit auffallend die mangelnde Neigung zur Verantwortlichkeit gefunden. Der Richter, der sich gegen seine Inanspruchnahme durch Versicherungen materiell zu wehren pflegt, deckt sein Gewissen durch seine Bewöhnung an maschinelle Arbeit. Er tragt wie die Maschine will er sein, aber vor Allem auch nur in bestimmten Richtungen wie sie bewegbar und bei Abweichungen vom gewöhnlichen Lauf verjagend, da ängstlich hinter die Paragraphen seines Gesetzes schlüpfend.

Ein stärkerer Grund ist die Fülle der Geseze. Sie nur zu zählen, ist unmöglich, wenn man die Ausführungs-geseze, ministeriellen Verordnungen, Anweisungen und Verfügungen der Vorgesetzten mitrechnet. Obendrein wirken auch noch die Erkenntnisse unserer höchsten Gerichte selbst wie Geseze: sie werden wie sie angewandt, weil das Urtheil sonst in der höhern oder der höchsten Instanz in ihrem

Sinn abgeändert würde, und abermals, weil sie den Richter vor rechtllichem Festgehen behüten, die Verantwortung also von ihm nehmen. Nirgends geht man in der Einsamkeit so unsicher wie im Gefräß des Rechtes.

Alle diese Gesetze und Entscheidungen zu zählen, ist also unmöglich, schon weil sich ohne eingehende Prüfung nicht sagen ließe, welche noch gelten und welche von späteren erschlagen sind. Sie sind auch zu zerstreut, es giebt keinen, der auf jedem Gebiet sich auskennt, man kann endlich das Gebiet des Rechtes enger oder weiter ziehen, so daß man eben so gut auf das Gerathewohl zehntausend oder hunderttausend Gesetze und Entscheidungen nennen könnte. Wenn man sie aber alle anwendet, mit ihren Millionen Paragraphen, fehlt es an einem Raum für den Richter, auf dem er sich frei, er selbst sich, bewegen kann. Ich behaupte, daß er auf solchen Raum sehr oft überhaupt nur stößt, weil er nicht alle Gesetze und Entscheidungen im Augenblick beherrscht. Es giebt Fesself Künstler, die im Circus die Befreiung aus Ketten vorführen. Jeder Richter, der sein freies Urtheil trotz den Gesetzen findet, ist solch ein Künstler. Aber es ist klar, daß nur wenige Richter solche Kettenkünstler sein können. Es wäre bedenklich, wenn man noch nicht einsähe, daß der Richter sich lediglich als einen Vollzugsbeamten empfindet, als einen Gesetzesvollzieher (wie es Gerichtsvollzieher giebt).

Diese Fesselung des Richters hat ihre historischen, ihre dogmatischen Gründe.

Des altgermanischen Richters in der Entwicklungsgeschichte des Richters zu gedenken, wäre verthanes Thun. So vollständig verfiel das altsächsische Gerichtswesen, von keiner starken Gewalt gehalten, als das Unglück römischen Rechtes über Deutschland kam. Das corpus juris wurde ein „Buch aller Bücher, eine Sammlung aller Gesetze; bei jedem Fall den Urtheilspruch bereit legend, und was ja noch abhängig oder dunkel war, ersetzten die Glösen, womit die gelehrtesten Männer das vorzügliche Werk geschmückt hatten“. Auf die Schuppenstühle wurden die Decarii und andere Herren von Bologna eingesetzt und die vielhundert Herren, die in Deutschland geboten, von keiner höheren Gewalt behindert, schufen sich aus ihnen ein kleines, beschränktes und genuggam überhebliches Beamtenthum. Das urtheilte bald nicht mehr nach den Augen, sondern nach den Akten und den schweinslebernen Bänden, schloß sich in seine Stuben ein und doktorirte scharfsinnig an den Processen. Ganze Kollegien und untere und höhere Instanzen, die jedesmal in der erlauchten Person des Landesherrn endeten (wie konnte man in Deutschland auch so klug sein wie Voltaire, der in seinem Siècle de Louis XIV. sagt, daß eine tiefere Rechtskenntniß niemals Sache eines Herrschers sei?), machten den Rechtsgang noch verschrobener; und um ihn vollends zu verschrauben, wurden die Prozesse noch an die Juristenfakultäten der gelehrten Universitäten abgeschoben. Man versandte an sie die Akten (nicht die Menschen etwa) zur Rechtsbelehrung; und die Herren Richter sprachen dann nur die von den Fakultäten weißlich votirte Entscheidung aus. Diese Richter waren zu gleicher Zeit auch Diener ihrer Fürsten und nicht immer urtheilten sie so, daß ihr Landesherr in dem Prozeß unterlag. Nur dann aber, sagt ein römischer (nicht republikaner!) Schriftsteller, steht die Rechtspflege sicher da, wenn der Fiskus seine Prozesse verliert. Möchte Mancher sich unabhängig fühlen und sich forschiden lassen: Kautelen für seine Unabhängigkeit von auch nur einigem Belang waren nirgendwo vorhanden.

Die neue Entwicklung des Gerichtswesens hatte Vieles hier zu ändern; und

so schwierig war es, daß Friedrich Wilhelm der Erste, gewiß keine lamentirende Seele, vor seinem Tode sagte: „Ich habe Alles angewandt, um die Justiz in meinem Lande kurz und gut zu machen, aber ich habe nicht reussirt.“ Allmählich aber ging es mit dem Reussiren besser; in nicht mehr als zweihundert Jahren ist der heutige Richterstand geschaffen worden (was keine lange Entwicklung für eine gute Sache ist). Aber erkaufte wurde seine Qualität mit einer ungeheuren Menge von Gesetzen, die immer weiter schwillt (und keine gute Sache und Grund und Ausgang all unserer Rechtspein und Rechtsnöthe ist). Wie das gesammte Beamtenthum in Verordnungen eingeschnürt wurde, so der Richterstand, ja, er noch mehr, weil man ihn damit zu kontrolliren und durch starke und feste Kontrolle ihn zu heben glaubte. Denn gab es eine bessere Kontrolle seiner Urtheile als dadurch, daß man ihm sagte: Du bist frei, in Dein Urtheil darf kein Mensch hineinreden, und sei es die Majestät höchstselbst; nur eine Million von Gesetzesparagrafen mußt Du befolgen?

Diese Zuschüttung des Lebens mit Gesetzen entsprach auch den überspannten Begriffen des modernen Verfassunglebens, das in Gesetzen Garantien gegen eine Willkür des Richters zu finden hoffte. Diese Hoffnung blieb nicht eitel: die Willkür schwand, aber man fesselte den Richter. Nicht immer erwies er sich als Fesselkünstler. In diesem Beruf konnte ihn auch Niemand zwingen. Eigentlich (aber nur eigentlich) sollte er ja in, nicht trotz den Fesseln leben.

Die Volksovertretungen glaubten allen Ernstes nämlich, das Leben lasse sich zu einem „Rechtsalphabet“ zusammensassen und in den Gesetzen eine Logarithmentafel schreiben. Aber sprachen sie nicht damit aus, was alle Rechtsgelehrten ihnen zugeflüstert hatten, was alle früher geglaubt haben und heute auch noch die meisten glauben? Daß man aus den Lebensthatbeständen Obersätze suchen und sie zu Gesetzen machen muß? Und daß diese Obersätze dann auf Alles passen und für Jedes, und nur wenn wirklich etwas Neues komme, wenn ein Luftschiff etwa erfunten werde, sei ein neuer Obersatz nöthig, obwohl gelehrte Juristen auch Dieses nicht für nöthig halten, weil auch ein Untersatz, der vom Luftschiff handle, sich unter die zwar vor seiner Erfindung geschriebenen, aber in ihrer Allgemeinheit auch das Luftschiff bedeckenden Obersätze füge?

Konnten die Volkvertreter wissen, daß die Juristen noch ein selten ausgesprochenes und den meisten unter ihnen selbst unbekanntes Geheimniß haben? Daß die Juristen in vielen, in unendlich vielen Fällen gar nicht nach den Gesetzen urtheilen, sondern nach ihrer eigenen, von der Mutter überkommenen Vernunft und die Gesetze nur vornehmen wie die Schauspieler die Masken? Daß sie, je näher sie dem Leben stehen, die Paragraphen für ihre unabhängig vom Gesetze gefundnen Entscheidungen umbiegen, so daß deren Schlangenklinen ihnen durch die gewandten Hände gleiten wie Taichenspielern ihre hohlen Becher? Unsere Richter, je tüchtiger sie sind, sind eben doch nicht nur Gesetzesvollzieher, sondern Rechtsschöpfer. Sie handeln damit wider den unausgesprochenen Willen der gesetzgeberischen Stellen, sie empfinden sich selbst auch nur als Vollzugsbeamte, aber sie sind es: Schöpfer eines Rechts, das zu schaffen ihnen die Gesetze nicht erleichtern, sondern erschweren. Montesquieu hatte für viele Fälle Recht, wenn er das *pouvoir de juger* in *Gegenjah* zum *pouvoir exécutif* stellte.

Von zwei Seiten erhält die Richterschaft Zugang: aus der Beamtenschaft und

aus dem Bürgerthum. Die Zuführung der eigenen Söhne beweist noch seine eigentliche Begeisterung der altgedienten Beamten (oft Richter) für ihren Beruf. Vielmehr pflegen sie um die Zeit, wo ihre Söhne die Universität beziehen, schon ernüchert zu sein. Aber in welche Berufe könnten sie mit besseren Aussichten die Söhne drängen? Das Erwerbtleben verspricht die Goldenen Berge nur Dem, der von Haus aus mindestens auf kleinen goldenen Hügeln sitzt. Diese sind in den Bezirken richterlicher Familien selten. Auch erscheint ein freier Erwerb ihnen leicht als Abenteuer. Wer in den besten Jahren seines Lebens einen kargen, aber festen Gehalt bezog, mit dem er immer sicher rechnen konnte, mißtraut jenem schwankenden Erwerb, der Eitem heute große Güter zuträgt, um sie im nächsten Jahre fortzuschütten. Endlich schätzt er (überschätzt vielleicht) seine Beziehungen zu hohen Herren, die er für den Sohn auszumühen entschlossen ist. Entweder ist er selbst zur Höhe aufgestiegen, dann sind Verbindungen mit anderen hohen Funktionären nur natürlich. Oder er selbst ist nicht emporgekommen, aber er hat doch Freunde seit der Jugend, die tüchtiger und strebsamer als er, emporgestiegen sind und gern den Einfluß, den sie damals noch nicht hatten, als er dem Vater hätte nützlich werden können, nun dem Sohn zukommen lassen. Allein träge dieser Einfluß nicht viel weiter. Aber kommt er zu einigem Fleiß und etwelcher Anlage, verspricht er eher wohl ein Fortkommen als in Verhältnissen, in denen der Beamtensohn nichts mitbringt, was vor seinen Mitbewerbern ihn begünstigen könnte.

Mindestens sind Das Ernzungen, die einen solchen Vater leiten, seinen Sohn den Gerichtswissenschaften zuzuführen. Wenn sie sich nicht als völlig falsch erwiesen, würde Dieses leicht verständlich sein. Denn der Beamte kann seinen Kindern nichts hinterlassen als Beziehungen. Seine Töchter haben darunter schwer zu seufzen, da nicht genug junge Leute, wenn sie heirathen, sich mit Beziehungen begnügen wollen. Daß die Söhne dafür von dem Leben ihres alten Herrn wenigstens einen Nutzen haben, ist in einem Staatswesen, das die Vererbung kennt, deshalb nicht ohne tieferen Sinn. Warum sollten es auch allein die Söhne der Wohlhabenden so gut haben? fragt man. Wenn Diese selbst so tüchtig sind wie die Anderen, haben sie immer noch das viele Geld voraus, das heute *ex aetate* ist. Irgendwie muß doch den Söhnen der ohne Glücksgüter vercheidenden ausgedienten Staatsdiener ein Ausgleich werden.

Man soll nicht bestreiten, daß in Alledem viel Prekürres liegt. Aber es gehört wohl persönliche Verdrossenheit oder selbst Haß dazu, um nur das Bedenkliche dieser Erscheinung zu bemerken. Man sollte, wenn man irgendwie einen geschichtlichen oder psychologischen Blick besitzt, sich fragen, ob es schon Menschenzusammenhänge gab, wo die persönliche Beziehung nicht von Nutzen war; auch in kaufmännischen Kreisen, selbst in künstlerischen gilt sie. Alles, was im Interesse der Allgemeinheit zu fordern wäre, ist, daß nicht wichtige Posten in die Hände von Unfähigen gelangen und daß kein Beamtenring gebildet wird, der dem besonders Tüchtigen den Aufstieg unmöglich macht.

Die Begünstigung der Beamtenöhne kann auch nicht stark sein, da sonst nicht die Söhne des besseren Bürgerthums heute so stark in die Richterstellen drängten. Allerdings ist es sicher, daß sich die „besten“ Kreise (wenn man Menschen überhaupt schätzt, soll man schon die herrschende Schätzungswaise übernehmen) von den Richterstellen fernhalten. Vom Adel sind nur wenige versprengte Glieder

in den Richterämtern; und auch sie suchen noch zum Theil von ihnen aus in andere Aemter und andere Würden zu gelangen. Die Söhne reicher Familien aber schlagen fast ausnahmslos die Verwaltungslaufbahn ein, so daß von Haus aus reiche Richter äußerst selten sind. Sie sind zahlreich nur unter den jüdischen. Ihre Ahnen waren noch nicht Beamte, sondern sammelten als Kaufleute getreulich Geld zu Geld. Sie selbst aber streben, um ihres Bekenntnisses willen ungerechter Weise von den Verwaltungsstellen ausgeschlossen, durch die Jahrhunderte lange Beschäftigung ihrer Ahnen mit talmudischen Schriften auffällig juristisch veranlagt, den Richterstellen als den begehrtesten zu, obwohl sie auch von irgendwie höheren richterlichen Stellen ausgeschlossen werden, wenn sie nicht rechtzeitig sich taufen lassen (ein Verfahren des Staates, das zwar sinnlos ist, weil es Unehrlichkeit verlangt, aber für das der Staat nicht gar so heftig zu verurtheilen ist, so lange noch immer emporstrebende Juden dieses Opfer allzu leicht ihm bringen und durch besonderes Anschmiegen auch noch später sich bemühen, den schimpflichen Makel ihrer Geburt vergessen zu machen). Im Uebrigen drängt, was Wohlhabenheit und Stellung anlangt, mehr das mittlere Bürgerthum in die Richterstellen ein; sichtlich ein Zeichen, daß äußere Ehren, Besoldungsverhältnisse oder das Arbeitsmaß nicht besonders lochend sein können.

Zwischen diesen beiden, ihrer Herkunft nach so verschiedenen Gruppen von Richtern besteht selten ein erkennbarer Gegensatz, sobald die jungen Richter nur wenige Jahre, wenn auch nur als Referendare, thätig waren. Es ist das eigenthümliche Wunder bürokratischer Ausbildung (diese ohne jeden bösen Nebensinn verstanden), daß sie eine große Menge von persönlichen Besonderheiten aus dem Menschen ausschweift und ganze Theile seines Wesens so gleichförmig ausschaltet, daß in dem Menschen thatsächlich die Anschauungen aufleben, die der Staat verlangt. Es ist dabei für Psychologen verwunderlich (und für grundsätzliche politische Gegner unverständlich), daß der Einzelne, selbst wenn er innerlich von Haus aus widerständig ist, bei diesem Aus- und Umschweifungsprozeß nicht immer unehelich zu werden braucht. Uebertrieben ist, wenn La Bruyère schrieb, ein Richter dürfe nicht tanzen, nicht in die Theater gehen und müsse immer in feierlichem Kleide sich bewegen, da er sonst zur Herabsetzung der Achtung beitrage. Aber mit einer selbstverständlichen Sicherheit beginnt der angehende Richter im Amt ein Wesen anzunehmen, das den Respekt herausfordert, pflegt er auch innerlich aus seiner schlaffen Seele den politischen Troß auszuschneiden, der zu einem Beamten nicht recht gehören soll; und nicht nur Verständlich, meist auch Liebe für alles Bestehende und Autoritäre pflegt sich gemach in ihm auszubauen, einzunisten und schließlich festzusetzen. Das ist allen Ernstes so und darf nicht obenhin bespöttelt werden. Daß der junge Mann nicht gleich ein leidenschaftlicher Lober alles Bestehenden wird, ist dabei eben so natürlich, wie es zu dem Beamten gehört, daß er stets über die Masse von Arbeit schimpft, die auf ihm lastet, selbst wenn er noch so wenig oder gar nichts zu thun hat. Zu seinem Vorgesetzten allein steht er in einem nicht bei Allen gleichen und ziemlich merkwürdigen Verhältnis. Er ist allerdings zu gehorchen gewohnt; aber innerlich pflegt hier die dem Staat erwünschte Uebereinstimmung Aller nicht zu bestehen. Ein Theil der Richter führt das von oben ihnen Vorgeschiedene nicht nur äußerlich, sondern auch ohne innere Widerstände aus. Das sind weniger nach Selbständigkeit verlangende oder auch gefühlslu-

Naturen, für die es sich von selbst versteht, daß der Mensch erst außerhalb des Amtes frei zu sein beginnt (wo er zur Freiheit allerdings sehr selten noch Gelegenheit besitzt und meist in neutralen Beschäftigungen, in Bücherliebhabereien, Rängen-sammlungen, Gartenzucht und Kegelspiel oder aber in der neutralsten, dem Schreiben juristischer Kommentare, endet). Andere, die zwischen Amt und Haus zu unterscheiden nicht vermögen, fügen sich äußerlich ohne Weiteres, da sie nicht um einen Zwist (der meist nur um Geringes geht) ihr Amt verwagen wollen, aber ihre innerliche Empörung loben sie an sich, ihrer Familie, ihren Untergebenen oder endlich dem Publikum aus. Das ist das Verständlichste von aller Welt: man weiß mitunter nicht zu fassen, wie richtige Plänen von Richtern, ohne nur die Strenge zu rangeln, Verfügungen ihrer Vorgesetzten, die ihnen mißverständlich scheinen, erfüllen, ohne in Verführung zu kommen. Dieser Geist, der selbst den klügsten untergebenen Richter in einer Audienz, die er, wie ihm scheinen will, vor dem unterständigsten Vorgesetzten hat, niemals sagen ließe: Mein Herr, Sie verstehen davon nichts, — diese Subordination, die der unterste Richter wieder von den Gerichtsschreibereidbeamten (den Sekretären, Aktuaren und Assistenten) und den letzten Subalternen (den Kanzlisten, Diakonen, den Gerichtsdienern und Gefängniswärtern) empfängt, sie ist ein Werk dieses bürokratischen Geistes, sozial-psychologisch ganz besonders interessant, weil nicht nur ein Vergreifen niemals vorkommt, sondern auch die Anwandlung dazu vollkommen fehlt.

...Manchem mag scheinen, daß die Divinität des Richters zu dicht vom Menschlichen durchwirkt sei. Aber dann würde der Versuch, die Verknüpfung des Richters mit dem sozialen Gewebe auch in ihren seelischen Ketten schlägen aufzuzeigen, den Blick heitrig haben. Wer die Seele der Geistlichen, der Ärzte, der Verteidiger kartierte, wer irgendeine soziale Gruppe psychologisch betrachtete, müßte das selbe Durchschießen von Vollendung und Verkümmern, von Großzügigkeit und Kleinlichkeit entdecken. Nirgends kann man eben so deutlich wie da, wo man Menschen in ihrem Beruf sieht, die Begrenztheit menschlichen Vermögens erkennen, obwohl die beruflichen Leistungen über das berufliche Können noch hinausgehen. Denn es giebt ein glittendes, ordnendes, ausweisendes Etwas, das viele Fehler unbemerkt macht, und einen sozialen Respekt, der alle Leistungen optisch vergrößert. Nur der Richter scheint es darin ungünstiger zu haben als die Anderen: der Respekt schwindet, wenn sich Jemand verwundet glaubt, und Mancher dünkt sich gerade im Recht besonders einen Fachmann. Die Anwälte, die den von ihnen nicht erwarteten Ausgang eines Streites auf den Richter schieben, die in allen Winkeln wuchernden Konsulenten, die gegen alles gelehrte Richterthum einen dumpfen Haß haben, den sie den Rechtsuchenden als ihren besten Rath mit nach Hause geben, die durch neuerlichen Abdruck von Gerichtserkenntnissen in Tageszeitungen irreführende Menge, die die Unterschiede des entschiedenen Falles von dem ihrigen nicht erkennt — sie Alle blicken aufhorchend dem Richter auf den Mund und glauben, mehr zu wissen als er selbst. Er aber kann sich nicht auf die menschliche Natur hinausreden, wie der Arzt, und nicht, wie der Arzt, von „nachträglichen Komplikationen“ sprechen. Ihm rechnet man jeden Fehler nach; aber Niemand hat die Leiden gezählt, in die unsere Ärzte mit ihren falschen Künsten Menschen verwandelt, ehe die Natur es verlangte. Trotz Alledem bleibt dem Richteramt seine Stellung und der Richter bleibt der Delphier und das Orakel; er hat das Schwert, dessen Schärfe Alles trennt, und die Waage, auf der die Gewichte Recht und Unrecht wägen.

Martin Berabt.

Die Hügelmühle.

Die Hügelmühle. Die Geschichte einer Mühlenkonstruktion. Verlag von Wilhelm Baensch in Dresden. 450 Seiten. 5 Mark.

Es war am Schluß der siebziger Jahre. Selbst war ich im Anfang der Zwanziger und meiner Schriftstellerlaufbahn. Gänzlich Herr meiner Zeit, hielt ich mich viel auf dem Lande, in Südsachsen, im Pfarrhof meines Vaters, auf. Da ein angehender Novellist seine Nase überall haben muß, besah ich mir eines Tages auch eine Windmühle, und als ich oben in der Haube ankam, schlug mich der Gedanke, daß bei einer gewissen Stellung der Flügel und des Drehbaumes ein Mensch hier, wenn „das Unglück es wollte“ und eine Drehung der Mühle gerade stattfand, ganz vortrefflich müßte zerquetscht werden können; noch besser zwei Menschen beiderlei Geschlechts, und dann natürlich nicht durch Zufall. Doppelmord in einer Mühle: gefundenes Fressen für einen hungrigen Novellisten.

Zur selbstigen Zeit geschah es, daß in einem Hof im Dorf eine ländliche Venus, dort dienstlich angestellt, sowohl ihrem Brotherrn wie dem Großknecht den Kopf verdrehte. Während die Frau auf den Tod krank lag, ging der Mann wie besessen umher, immer vom wühlenden Verdacht verzehrt, die Magd, zu der ihn eine schwüle Leidenschaft hingog, halte es mit dem Knecht. Hier sah ich eine Situation, die für meine Nordmühle wie geschaffen war.

Ein paar Jahre danach wurde mein Vater (nach dem Wort Kierstegaards, daß die Pfarrer die gemächlichen Advancirenden sind) nach einem größeren Amt auf der Insel Falster versetzt. Hier erhob sich, fünf Minuten vom Pfarrgarten, auf dem höchsten Punkt der Gegend „Die Hügelmühle“. „Es war ein wunderlicher alter Kasten von einer Mühle“, so fing das Einleitungskapitel an, das ich nach meiner damaligen Gewohnheit nur im Kopf schrieb und das wie eine Ouverture meine Erzählung stimmungsvoll eröffnen sollte. Der schwarze Kasten ähnelte in der That am Meisten einem phantastischen und ungeheuerlichen Kontrabaß, der zwei Auswüchse hatte, wo ein solches Instrument sonst zwei Einschnitte aufweist, wahrscheinlich, damit es um so mächtiger brummen könne. Und ich stellte mir vor, wie an einem stürmischen Novemberabend der Tod über das Land schritt, den Mühlenkasten von seinem Sockel riß, ihm die Flügel abbrach, einige seiner Seile längsweis über das schwarze Holz spannte und sie mit dem einen Flügel strich; malte mir Das so lebhaft aus, daß ich schier glaubte, die schaurigen Töne des ungefügen Instruments zu hören, diese entseßliche „danse macabre“, nach der die letzten Blätter der Wälder dazuwirbelten und die Wellen auf der Sandküste einen wahnsinnigen Sankt Veits-Tanz aufführten.

Die Jahre gingen. Vieles wurde geschrieben, von dieser Erzählung aber kein Wort. Sie beschäftigt mich aber noch immer. Um die Mitte der achtziger Jahre hatte ich ein Motivo für meine Mühle bestimmt, das ich etwas später dramatisch verwendete.

Ich habe schon einmal meinen unsterblichen Landsmann Sören Kierstegaard citirt. Hier ist nun die Stelle, daran zu erinnern, daß er, wie kein Anderer, die Bedeutung der äußeren „Veranlassung“ für alle gesunde Produktion gewürdigt hat, als den einen ihrer extremen Pole. Der andere nämlich ist Das, was man die Inspiration nennt. Von diesem habe ich schon gesprochen. Der andere, die

Veranlassung, kam für diesen Stoff vor etwa fünfzehn Jahren, da ich eines schönen Tages mich selbst am Kragen nehmen mußte und sagen: „Mein Lieber! es ist sehr schön, cavalièrement zu leben und Gedichte zu schreiben“, wie Schiller einmal sagt; nun müßt Du aber notwendiger Weise etwas Bello verdienen. Also gerunter mit Dir vom Pegasus und setze Dich ehrsam auf die Hufe an Deine table de romancier, die einzige einigermaßen sichere Stelle in der so unsicheren Welt eines armen Schriftstellers!“

Befagt, gelhan. Aber was nun schreiben? Da fiel mir meine alte Mühle ein. Ich sah, wie mein gutes Schicksal mich davor bewahrt hatte, diesen Stoff damals, als er mir kam, zu behandeln. Denn mochte ich ihm jetzt gewachsen sein oder nicht: damals war ich es sicher nicht gewesen. Schon mein damaliger naturalistischer, antimetaphysischer Standpunkt hätte mich gehindert, der Handlung den religiösen Hintergrund zu geben, dessen sie durchaus bedurfte, wenn ihre Tiefen nur einigermaßen ausgeschöpft werden sollten.

Auch in einer anderen Beziehung war ich vom Glück begünstigt. Mein Vater sah noch in seinem Pjarrhof auf Nordfalster; und zwar gerade „noch“, denn er hatte schon seinen Abschied genommen. So konnte ich diesen letzten Monat ausnützen, nicht nur um in aller Bequemlichkeit meinen Mühlenstudien obzuliegen, sondern um, in die Jugendumgebungen versetzt, so recht mit Haut und Haar in jene alte Stimmung unterzutauchen. Eine Enttäuschung erlebte ich freilich sofort: die Hügelmühle war eine Bodmühle und meine Handlung forderte gebieterisch eine Holländische Mühle. Nach einer solchen ist freilich nie weit auf den dänischen Inseln; aber mein schönes erstes (freilich ungeschriebenes) Kapitel ging stöten statt, wie beabsichtigt, den Kontrabaß zu streichen. Nur der Name blieb mir zurück. Dafür war es dann wiederum ein unerwartetes Glücksgeschenk, als ich ein Försterhaus als Gegenpunkt der Hügelmühle suchte und mein Vater mich zu eine junge Försterfamilie wies, die der pietistischen Richtung der Inneren Mission angehörte. Gerade, was ich brauchte. Sofort angepöppelt und hingefahren. Und hier (Glückspilz, wie ich wirklich war!) begegnete ich der Jenny, einer der wichtigsten Gestalten des Ganzen.

Aber wenn man auch begeistert aufnimmt, was Einem ein gutes Glück in den Schoß wirft: noch mehr erfreut uns die ureigene Erfindung. Werde ich je den Abend vergessen, als sich Kih ganz uneingeladen einstellte und sich auf immer in meine Mühle einnistete? Werde ich nicht ewig dem Kopfweh dankbar sein, das mich vor wenigen Monaten auf einen ganzen Tag im Bett hielt, wo ich dann den unterhaltenden Besuch des Bäuerleins mit dem Kruggesicht erhielt?

Wer nun zu wissen wünscht, was das Bäuerlein mit dem Kruggesicht, Kih und Jenny sind, Der möge mit diesen Figuren im Buch selbst Bekanntschaft machen.

Aber hier höre ich einen Leser einwenden: „Sie wollten, mein Herr, mit diesem Buch vor fünfzehn Jahren Geld verdienen und nun sagen Sie, daß eine seiner Personen erst vor wenigen Monaten entstanden sei. Hier scheint, um mit Ihrem ‚Drachen‘ zu reden, irgendwo Etwas irgendwie nicht zu stimmen.“ Ja; aber es scheint nur so. Die „Hügelmühle“ wurde wirklich vor fünfzehn Jahren geschrieben, zur Hälfte zuerst dänisch, zur Hälfte (und zwar zur wichtigeren und wichtigeren Schlusshälfte) deutsch. Sie erschien zuerst, tüchtig zusammengestrichen, in einer deutschen Tageszeitung und dann dänisch in Buchform. Als ich mich aber vor etwa einem Jahr anschickte, eine deutsche Buchausgabe zu veranstalten,

wollte mir die alte Form nicht mehr überall genügen und ich arbeitete einige Partien um; durch den neu hinzugekommenen Stoff wuchs der Umfang des Mühlenkörpers um ein Viertel und durch das Einfügen einer ganzen Reihe kleiner Räder wurde das Mühlenwerk vervollkommenet.

Dänemark ist das richtige Land für Windmühlen. Wenn wir in dem kleinen Inselreich Etwas im Ueberflus haben, dann ist es Wind. Wird die Hügelmühle auch deutsches Mehl mahlen? Das muß sich nun zeigen.

Dresden.

Karl Gjellerup.



Effektensteuern.

Ohne die sonst übliche Begeisterung wurde der endgiltig festgestellte Plan für die Reformirung der Reichsfinanzen von der Oeffentlichen Meinung verabschiedet. Man sah nur die unerfreuliche Aufmachung, sah die Niederlage mancher parteipolitischen Dogmen; und klammerte sich nicht um die nicht ganz unwichtige Thatsache, daß dem Ausland endlich nicht mehr das Schauspiel elenden Wettels gegeben zu werden brauchte. Ist es gar nicht der Rede werth, daß dem Reich 500 Millionen bewilligt wurden? Kerger als durch das (von allen Parteien gleich lebhaft betriebene) Feilschen konnte der geschäftliche Kredit des Reiches kaum erschüttert werden. Zuerst blies der Wind von der Linken gegen die Verbrauchsteuern; dann blies der Wind von der Rechten gegen die Börse. Zwar handelte sich nur noch um den fünften Theil der Gesamtsteuern; da jedoch die Börse im Mittelpunkt der fiskalischen Angriffe stand, gewann die Aktion an weltgeschichtlicher Bedeutung. Im Anfang war das Wort. Und das lautete: „Wir sind nicht prinzipiell gegen eine Heranziehung des Börsenkapitals, verlangen aber einen vernünftigen Steuerplan.“ Am Schluß tönte es aus dem selben Winkel: „Die Effektenbesitzer sollen täglich daran erinnert werden, wie man mit ihnen umgesprungen ist.“ Thatsache ist, daß von den Liberalen nicht ein einziger Vorschlag für die Besteuerung der Börse gemacht wurde. Wollte man den „schwarzblauen“ Experimenten entgegen, so durfte man sich nicht damit begnügen, ihre Unklugheit nachzuweisen, sondern mußte Gegenvorschläge machen. Jetzt ist, fern von allen taktischen Rücksichten, ehrlich zu fragen, ob die neuen Werthpapiersteuern wirklich so schlimm sind, daß dem mobilen Kapital in Deutschland ernsthafteste Gefahren drohen.

Die Rotirungssteuer hatten die Verbündeten Regierungen (Anfang Juni) als „unannehmbar und verderblich“ bezeichnet. Das war die Reaktion gegen die von den Konservativen ausgehende Werthzuwachssteuer auf Effekten, die ihren offiziellen Niederschlag dann in der Besteuerung der Cote fand. Was dagegen zu sagen war, ist hier gesagt worden. Man rechnete auf einen Ertrag von 50 Millionen. Zur Ergänzung der Rotirungssteuer nahm die Finanzkommission eine Erhöhung des Effekten- und Umsatzstempels an. Das sollte zusammen 35 Millionen abwerfen, das in Werthpapieren angelegte Kapital also im Ganzen 85 Millionen liefern. Im Plenum wurde von diesen Vorschlägen nur die Erhöhung des Effektenstempels (22½ Millionen) angenommen. Die Rotirungssteuer verschwand und an ihrer Stelle erschien die Salonsteuer, von der man 27½ Millionen erwartet. Das wären nur noch

50 Millionen; 35 weniger, als zuerst verlangt wurde. Ueberlegen wir mal. Die Mitwirkung der Börse ist nicht a limino abgelehnt worden. Nun soll sie 50 Millionen aufbringen (eigentlich sogar nur 22 Millionen, da der Talonstempel sie nur indirekt trifft); und schon sieht man rauchende Trümmer, auf denen klagende Börsianer sitzen. Steht der Untergang ihrer schönen Welt denn nun wirklich bevor?

Die Umsätze in Wertpapieren sollen auch künftig keinen höheren Stempel tragen als bisher. Das Börsengeschäft selbst soll direkt nicht getroffen werden. Aber die Effektensteuer wird erhöht und neue Emissionen werden beträchtlich mehr kosten. Wer neue Aktien ausgiebt, hat nun drei (statt zwei) Prozent an Stempelgebühr aufzubringen. Bei Pfandbriefen beträgt die Erhöhung 3, bei inländischen Schuldverschreibungen 4 Promille. Da in der modernen Wirtschaft neues Betriebskapital vielfach durch die Ausgabe von Aktien und Schuldverschreibungen verschafft wird, wäre eine die wirtschaftliche Entwicklung lähmende Krediterschwerung zu fürchten, wenn die Stempelhöhung von einschneidender Wirkung wäre. Bankgeld ist teuer; und die Organisation des industriellen Kredits steht noch immer als unerledigter Gegenstand auf der Tagesordnung aller wirtschaftspolitischen Kongresse. Also bleibt bei der Aktie und Obligation, deren Produzierung man nicht aber Gebühr erschweren sollte. Wenn die Helsenkirchener Bergwerksgesellschaft 26 Millionen Mark neue Aktien zum Kurs von 165 Prozent ausgiebt, so hat sie heute dafür einen Stempel von 2 Prozent, also 860 000 Mark (auf den Kurswert von rund 43 Millionen zu zahlen). Künftig würde die Abgabe 3 Prozent (1,29 Millionen) betragen. Ein Plus von 430 000 Mark. Das ist nicht wenig; aber die Rentabilität des Unternehmens leidet nicht, weil die Kosten der Emission vom Agio abgezogen werden. Also würde nur die Summe, die dem Reserfonds zuließt, um einen größeren Betrag als nach der heute gültigen Sitte verringert werden. Praktisch werden die neuen 430 000 Mark ihrem eigentlichen Zweck entzogen. Denn im Betrieb sollen nicht nur die 26 Millionen, sondern soll der volle Betrag, der aus der Emission erzielt wurde, arbeiten. Ueber die Anlage der Reserven giebt es für Aktiengesellschaften keine Vorschriften. Die Rücklagen sind eben so gut Betriebskapital wie die durch Aktien und Obligationen repräsentirten Summen; nur zählen sie bei der Dividendenzahlung nachher nicht mit. Die Steigerung der Emissionskosten würde bei Unternehmungen, die neue Aktien mit einem Agio ausgeben können, nur geringe Bedeutung haben; man kann nicht einmal annehmen, daß, der größeren Billigkeit wegen, in einzelnen Fällen Obligationen statt Aktien gewählt würden. Anders ist es bei Gesellschaften, die gezwungen sind, neue Papiere zum Zweck der Sanirung auszugeben. Da ist die Kostenfrage natürlich wichtig; und es kann vorkommen, daß ein Unternehmen im Lauf der Jahre an Aktienkapital eben so viel verloren hat, wie es für Steuern und Stempelabgaben aufbringen mußte.

Wo die schwachen Elemente nicht gespart werden, ähnelt schließlich jede Steuer einer Vermögenskonfiskation; aber die Rettung gefährdeten Kapitals wird nicht immer mit so begeisterter Hingebung betrieben wie gerade dann, wenn sich um neue Steuern handelt. Oft genug hängt die Sanirung einer kranken Gesellschaft nur von kleinen KonzeSSIONen ab. Da wird aber gleich von Anfang an brauslos geschlagen, nur damit der Krempel in Stücke geht. Niemand denkt an Rücksicht auf das vom „Mittelstand“ vertretene Kapital; auf die Minoritäten, die oft dem Wanken der Großaktionäre schuplos preisgegeben sind. Am Wenigsten kümmern

sich die Leute darum, die jetzt plötzlich ihr Herz für den Aktionär aus dem „Mittelstand“ entdeckt haben. Hätte man nicht viel „mittelständisches“ Kapital retten können, wenn man die fittliche Entrüstung über die Wirthschaft bei den Spielhagenbanken und bei der Sommerbank auf ein vernünftiges Maß beschränkt hätte? So geht aber immer: zuerst kommt das stolze aufgepumpte Prinzip und dann noch lange nicht die Rücksicht auf das gefährdete und vielleicht noch zu rettende Geld. Die Erhöhung des Effektenstempels werde, so fürchtet man, eine Umkehr von der Aktiengesellschaft zu Gunsten der G. m. b. H. bewirken. Doch nur bei Gründungen, an denen die Aktie so wie so nichts verliert. Für große Unternehmungen, denen eine weitgehende Beteiligung des Kapitals gesucht wird, kann nur die Form der Aktiengesellschaft geben. Schon weil der Mangel an Oeffentlichkeit, der die G. m. b. H. „auszeichnet“, in allen nicht durch besondere, durch sachliche Gründe motivirten Fällen als ein Makel empfunden und gebrandmarkt würde. Kein angesehenes Emissionshaus wäre wohl so thöricht, nur um am Stempel zu sparen, sich für die G. m. b. H. zu entscheiden. Die Erhöhung des Effektenstempels ist an sich also unerfreulich. Ihre Wirkung wird schlecht rentirenden und mangelhaft ausgestatteten Gesellschaften fühlbarer sein als gesunden Unternehmungen. Schlimm wäre es, wenn einzelnen Gesellschaften die Existenz dadurch erschwert würde, daß die erhöhten Kosten neuer Emissionen die Rentabilität auf Null reduzieren. Das wird aber wohl nicht allzu oft geschehen. Sind alle anderen Voraussetzungen für die Erhaltung einer Gesellschaft gegeben, so wird sie sicher nicht an dem erhöhten Effektenstempel zu Grunde gehen. Gar so fürchterlich ist die Sache also nicht. Wer sine ira et studio urtheilt, kann zu keinem anderen Ergebnis gelangen.

Ueber den Effektenstempel wurde nicht so viel geredet wie über die Talonsteuer. Sie war „das Neue“. Der Erfolg für die Rotirungssteuer. Dadurch von vorn herein verdächtig. Leider präsemitete sich der Antrag in *paris naturalibus*. Ohne jede Aufklärung über die Art, wie die Steuer aufgebracht werden und wer sie tragen solle. Man sagte einfach, daß bei der Erneuerung der Dividenden- oder Zinskupons ein Stempel, in verschiedener Höhe, zu entrichten sei. In dieser ganz unbestimmten Fassung wurde die Vorlage Gesetz; Alles hängt nun von den Ausführungsbestimmungen ab. Der Steuergedanke selbst ist nicht schwer zu verstehen. Den Werthpapieren sind Coupons oder Dividendenscheine nur für eine bestimmte Zeitdauer beigegeben. Wenn sie verbraucht sind, müssen sie erneuert werden. Diesem Zweck dienen die Talons, Zinsleisten, Erneuerungsscheine. Sie berechtigen zum Bezug des neuen Couponbogens. Bei der Erneuerung werden sie eingereicht; und dieser Akt soll durch den Aufdruck eines Stempels dem Reichsfiskus nutzbar gemacht werden. Im ersten Horn über diese Steuer wurde erklärt: „Das ist eine verkappte Rotirungssteuer.“ In Wahrheit besteht nur die eine Ähnlichkeit zwischen den zwei Repräsentanten eines „verfluchten“ Geschlechts, daß beide den Werthpapierbesitz treffen. Im Uebrigen unterscheiden sie sich durch die Höhe der Steuerhöhe und den Zeitraum der Steuererhebung. Die Rotirungssteuer nahm den Aktien, die zum Termindhandel zugelassen sind, Jahr vor Jahr 3 oder 4 Promille vom Kurswerth; der Talonstempel kostet im selben Fall 1 Prozent alle zehn Jahre (die Talons sind gewöhnlich nach zehn Jahren zu präsentiren) oder 1 Promille im Jahr. Eine Gesellschaft mit 100 Millionen Aktienkapital hätte, wenn der abgabepflichtige Durchschnittskurs ihrer Aktien 200 Prozent wäre, für die Cote in

jedem Jahr 600 000 Mark Steuer zu zahlen gehabt; bei der Erneuerung der Dividendenbogen sind 1 Million Mark für zehn Jahre, also 100 000 Mark im Jahr, zu zahlen. Hier 1 Promille, dort 6 Promille des Aktienkapitals. Das ist doch wohl nicht ganz das Selbe. Für inländische Kommunal- und Grundkreditobligationen kostet der neue Stempel 2 Promille (die Rotirungssteuer hätte 5 Promille im Jahr, also das Fünfundzwanzigfache des Talonstempels, betragen) oder 20 Pfennige im Jahr. Das ist zunächst einmal der Thatbestand.

Ist anzunehmen, daß eine Pfandbriefbank unter einer solchen Abgabe leiden würde? Oder daß der Besitzer eines Hypothekenspfandbriefes arg zeteren wird, wenn er in einem Jahr mal 2 Mark Stempelgebühr auf jedes Stück von 1000 Mark zu erlegen hat? Man darf doch die ganz kleinen Kapitalisten, die 5 oder 6 Pfandbriefe haben und nun im Jahr der Erneuerung der Couponbogen 10 oder 12 Mark von den 200 oder 240 Mark Zinsen hergeben müssen, nicht zur Norm für die Beurtheilung der Steuerwirkung nehmen. Thut man Das aber, so muß man konsequent bleiben und darf nachher nicht mit „allgemein wirtschaftlichen Gesichtspunkten“ anrücken. Die Hypothekensbanken, heißt es, würde die Talonsteuer besonders schwer brücken. Dabei ist noch nicht einmal ausgemacht, ob sie den Stempel selbst übernehmen oder den Obligationären „überlassen“. Die Pfandbriefinstitute brauchen ja nicht anders zu verfahren als die Aktiengesellschaften. Der Aktionär ist Miteigentümer der Gesellschaft, der Obligationär Gläubiger. Der Eine verfügt über einen Antheil am Gesellschaftsvermögen, der Andere über einen Schuldschein. Aus dieser Verschiedenheit der Stellung könnte man die Nothwendigkeit getrennter Behandlung bei der Talonsteuer folgern; ist der Obligationär aber nicht eben so Besitzer eines Wertpapiers wie der Aktionär? Die Schuldverschreibung repräsentirt einen bestimmten Kapitalwerth mit fester Zinsverpflichtung. Diese beiden, die Quantität- des Papierees bestimmenden Eigenschaften sind hier nahezu stabil, während sie bei der Aktie in labilem Zustand sind. Der Pfandbriefbesitzer und Obligationär ist also ein mindestens so leistungsfähiger Steuerträger wie der Aktionär. Sub specie des Talons natürlich. Wenn die Hypothekensbanken diese Steuer selbst übernehmen, so statulren sie damit einen vom Gesetzgeber nicht gewollten oder über die Tendenz der „Besitzsteuern“ hinausgehenden Unterschied zwischen festverzinslichen und Dividende bringenden Effekten. Der Hypothekensbankaktionär hätte nämlich den Talonstempel doppelt zu tragen, während der Obligationär frei ausginge. Wer für den Grundsatz einer allgemeinen Besteuerung des Besitzes eintritt (und Das haben die Gegner des Talonstempels laut genug gethan), darf die Bevorzugung des Pfandbriefes nicht wollen. Freilich wird die Rücksicht auf den Realcredit und den Hypothekenzinsfuß im Grundstückgeschäft geltend gemacht. Träte hier wirklich eine Besteuerung ein, wenn der einzelne Obligationär der Steuerträger wäre? Man argumentirt so: Im Jahr der Erneuerung der Couponbogen verkauft der Pfandbriefbesitzer, um den Stempel nicht zahlen zu müssen; die Bank ist also gezwungen, Pfandbriefe aufzunehmen, und beeinträchtigt dadurch ihre Liquidität und die Möglichkeit, den Grundstückmarkt durch Gewährung von Hypotheken zu unterstützen. Es ist möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß die Erneuerung des Talons jedesmal auf den Pfandbriefmarkt wirkt. Jede Ingerenz dieser Art läßt sich aber vermeiden, wenn bei der Berechnung des Talonstempels dafür gesorgt wird, daß ihn nicht eine Besitzerschicht allein auf sich zu nehmen hat, sondern daß beim Ueber-

gang des Papiers dem neuen Besitzer der Rest der Steuer übertragen wird. Hat A am ersten Juli 1909 für einen Pfandbrief 2 Mark Talonsteuer bezahlt und verkauft das Stück am ersten Oktober 1910, so ist ihm der für die Zeit vom ersten Oktober 1910 bis zum ersten Juli 1919 (dem Termin der nächsten Erneuerung des Couponbogens) vorausbezahlte Steuerbeitrag vom Käufer zurückzuerhalten. Und B macht mit C eben so. Dann würde nie eine Gruppe von Obligationären zu Gunsten einer anderen belastet. Und so könnte es dabei bleiben, daß die Hypothekendanken, mit Rücksicht auf ihre Aktionäre, den Talonstempel den Pfandbriefbesitzern übertragen. Da die Summe der Pfandbriefe, die bei der einzelnen Bank im Umlauf sind, ein Vielfaches des Aktienkapitals ausmacht, würde die Einstellung des für die Talonsteuer erforderlichen Betrages in die Bilanz schon äußerlich als eine schwere Belastung der Aktionäre wirken. Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, das größte deutsche Pfandbriefinstitut, hatte Ende 1908 einen Obligationenumlauf von 984 Millionen bei 54 Millionen Aktienkapital. Der Talonstempel auf die Schuldverschreibungen würde im Durchschnitt des Jahres 196 800 Mark betragen, während die Aktien 54 000 Mark zu zahlen hätten. Beide Beträge sind an sich nicht groß; aber die Aktionäre hätten doch das beinahe Vierfache ihrer eigenen Steuerleistung zu übernehmen, wenn sie auch für den Talonstempel der Pfandbriefe aufzukommen hätten. Selbst wenn die Gesellschaften aber die Abgabe tragen, kommt als erleichterndes Moment in Betracht, daß die Erneuerung der Talons nicht in einem Jahr für das ganze Kapital notwendig ist. Im Uebrigen haben schon manche Gesellschaften, deren Erneuerungsbogen vor dem ersten August eingereicht sein müssen, klipp und klar gesagt, daß die Aktionäre den Stempel zu tragen haben, wenn sie nicht die Talons einreichen, bevor das Gesetz in Kraft tritt.

Anderer Gesellschaften haben durch die schnelle Erklärung, sie würden die Steuer selbst tragen, im Kreis der Berufsgeoffenen Mergerniß erregt. Das ist ein schlechtes Beispiel, sagt man; und fürchtet, die Konsequenz werde die Verfügung sein, daß die Gesellschaften die Talonsteuer nicht abwählen dürfen. Alles hängt von den Ausführungsbestimmungen ab. Da kann Herr Vermuth früh eine Probe seines Könnens auf dem neuen Gebiet liefern. Nicht über die Summe wird geklagt, sondern über den Modus der Erhebung; insbesondere darüber, daß der große Betrag (alle zehn Jahre) auf ein Brett gezahlt werden soll. Darüber ließe sich doch am Ende auch heute noch reden. Ich glaube nicht, daß selbst die Herren von Heydebrand und Roesicke der Absicht widerstreben würden, mit verständigen Finanzleuten die den soliden Gesellschaften unschädlichste Art dieser Steuererhebung in aller Ruhe zu erörtern.

Eben so unfertig wie die Steuervorlage war das Urtheil über ihre Wirkungen. Die meisten Kritiker haben weit über das Ziel hinausgeschossen. Sehr niedlich hat sich ein Berliner Börsenblatt aus der Affaire gezogen. ; Um nicht direkt zu sagen, es sei ganz damit einverstanden, daß das Publikum die Stempelkosten trage, wenn nur die Gesellschaften gespart werden, erklärt es: Das Publikum muß die Steuer übernehmen, „damit ihm dauernd vor Augen gehalten wird, in welcher thicandösen Weise es Igeschädigt und geplagt werde“. So muß man machen, um den praktischen Zweck einer Steuer ins richtige Licht zu rücken. Eins aber ist sicher: an maßlosen Uebertreibungen ist in diesen Wochen so viel geleistet worden, daß die wirklichen Folgen der Talonsteuer nur noch angenehme Ueberraschungen bringen können. Vadon.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.
Reichsbank-Giro-Konto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI



Sie haben es nicht nötig, sich über unpassendes oder teures Schuhwerk zu ärgern. Kaufen Sie Salamander-Stiefel, dann werden Ihre Füße zufrieden sein und Ihr Geldbeutel geschont. — Fordern Sie Musterbuch H.

SALAMANDER

Schuhes. m, b, H.

Einheitspreis . . . M. 12,50
Luxus-Ausführung M. 16,50

BERLIN W. 8, Friedrichstr. 182.
Stuttgart — Wien I — Zürich.

Nur in „Salamander“-Verkaufsstellen zu haben.

Grand Hotel de Rome

Eröffnet 1909

Leipzig.

Bes. Adolf Schlinke

==== Haus allerersten Ranges ====

Warm u. Kalt Wasser in allen Schlafzimmern. — Appartements u. Einzelzimmer mit Bad.

Ludwig Katz, Berlin

Unter den Linden 31.

Vornehme Herren- und Damen-Moden.



Prof. Dr. Schleich's

hygienische und kosmetische Präparate.
Zur Haut- u. Schönheitspflege unübertrefflich.
Für die Kinderstube unentbehrlich.

Wachspasta Dose von Mk. 1,30 an.

Wachspasta-Seife per Stck. Mk. 1.—

Haushaltungspackung 6 Stck. Mk. 2,70

Kosmet. Hautcrème Tube 60 Pl. u. 1.— Mk.

Wachsmarmor-Seife

1/2 Kilo 80 Pl., 1 Kilo Mk. 1,50 und Mk. 1,75.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien.

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Die oberen Zehntausend

Operette in 3 Akten nach einer Idee des
Victorien Sardou u. Julius Freund.
Musik von Gustav Kerker.
In Szene gesetzt von Dir. Rich. Schultz.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz

Sehenswert.



INTERNATIONALE PHOTO-
GRAPHISCHE AUSSTELLUNG

DRESDEN 1909

Ausstellungspalast * Mai-Oktober

Kunst- und wissenschaftliche Photographie.
Reproduktionstechnik. Industrie, Sonderaus-
stellung für Länder- und Völkerkunde. Stern-
warke und Kornsche Fernphotographie in
Betrieb. Brieftauben-Photographie. Vorfüh-
rungen für Belehrung und Unterhaltung.
Vergnügungspark. Tombola.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: **Sonntag, Mittwoch, Freitag**

Im neubauten Jägerstr. 63a „**Moulin rouge**“

Reunions: **Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend**

Unterhaltungs-Restaurant **Wien-Berlin**

Elegantes Familien-Restaurant.

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— **Treffpunkt der vornehmen Welt** —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— **Terrains, Baustellen, Parzellierungen.** —

1. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebauete Grundstücke.

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Geschäftliche Mitteilungen.

Schwarzburg i. Thür. 286 bis 385 Meter hoch, in einem windgeschützten, waldigen Talkessel des südöstlichen Thüringerwaldes. Die schnellfließende, auch im Sommer wasserreiche Schwarzza ein klares, reines Gebirgswasser, bringt auch an den heissesten Tagen angenehme Frische. Die 600 bis 700 m hohen Berge, mit ihren weiten Wäldern, sichern dem Orte ein sehr beständiges Klima ohne grössere oder scharfe Schwankungen der Temperatur und der Luftfeuchtigkeit. Die landschaftliche Lage ist unbestritten eine der schönsten Deutschlands und bietet eine seltene Fülle abwechslungsreicher Spaziergänge und Wanderungen. Schwarzburg hat einen anerkannten Ruf als Nachkurort nach anstrengenden Bädereisen (Kissingen, Karlsbad, Wiesbaden, Naheim, Salzschlief usw.) und wird ärztlich empfohlen. Ausflüge und Spaziergänge sind ausserordentlich zahlreich und von mannigfacher Schönheit. Der Ort hat Tiefkanalisation, Hochdruckquellwasserleitung und elektrische Beleuchtung. Das Hotel „Weisser Hirsch“ und seine drei Villen bieten eine grosse Auswahl Wohnungen und Einzelzimmer in bester, bequemer Ausstattung zu mässigen Preisen, Parkgärten, Spielplätze, Balkone und Terrassen, Dampfweischerei, elektrisches Licht, alle Arten Bäder. Nicht nur für Sommerfrischler bietet das Haus mit seinen Villen bequemste Unterkunft in jeder Preislage, auch der Wanderer findet im „Weissen Hirsch“ preiswerte Verpflegung und Wohnung. Alle näheren Auskünfte durch das Hotel „Weisser Hirsch“.

Nordlandfahrten der Hamburg-Amerika-Linie. Der auf einer Vergnügungsfahrt nach dem hohen Norden befindliche Dampfer „Oceana“, der am 4. Juli Hamburg verliess, um der alten schottischen Königstadt Edinburgh an der Ostküste Schottlands, den weitestreckten Orkney- und Faröer Inseln, der Insel Island, diesem sagenumwobenen Eiland mit seinen gewaltigen Vulkanen, sowie den malerischen Schneegebirgen Spitzbergs einen Besuch abzustatten, hat bisher, wie der Kapitän des Dampfers telegraphisch mitteilt, eine herrliche von sehr schönem Wetter begünstigte Reise gehabt. Der Dampfer wird heute in Spitzbergen erwartet. Dann geht die Reise zurück nach dem Nordkap und entlang der norwegischen Küste mit ihren schönen Fjorden und schneebedeckten Bergen. Die schönsten Punkte werden während dieser Fahrt besucht und der Dampfer durchfährt dabei eine Anzahl der reizenden Fjorde. Die „Oceana“ wird am 28. Juli zurückerwartet, um am 1. August eine zweite ähnliche Vergnügungsfahrt nach Schottland, Island und Norwegen anzutreten.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.



JLA Frankfurt a. M.

10. Juli — 10. Oktober.

- Erste** Experimental-Ausstellung für alle Gebiete der Luftschiffahrt.
- Fünf** Motorballons im Betriebe Zeppelin, 2 Parsevals u. s. w.
- Alle** Flugmaschinen-Systeme auf grossem Flugfelde vorgeführt.
- Täglich** Passagierfahrten in Motor und Freiballons.
- Täglich** Wettbewerbe. 20000 Mk. Preise.
- Sonderausstellungen des Auslandes.



Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöff. tägl. 9-7 Uhr.

Eintritt 1 M.



Ausstellung

v. Wohnungseinrichtungen u. Erzeugnissen der Berliner Holz-Industrie in den Ausstellungshallen am Zoo.

Geöffnet
10-8 Uhr

Eintritt
1 Mark

Täglich
Konzert

Literarische Anzeigen.

① MK FISCHERS ① MK
BIBLIOTHEK
 ZEITGENÖSSISCHER ROMANE

Soeben erschien Band 10/11:

L u s t

Roman von

Gabriele d'Annunzio

**Wertvolle moderne Romane
 unserer besten Autoren
 Jeden Monat 1 Band gebunden**

gehftet 80 Pf.



gehftet 80 Pf.



Hochinteressant!!
Über Rousseau's
 Verbindung
mit Weibern

2 Bände. 376 Seiten mit 12 Illustrationen.
 Eleg. broch. 4 M. Prachtband 5 M.
 Es ist mit jener Freiheit u. Offenheit geschrieben, wie sie den intimen Schriften des 18. Jahrhunderts eigen sind und ihnen einen so pikanten Reiz verleihen. Ausführliche Prospekte u. Verzeichnisse über Kultur- und sittengeschichtl. Werke gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W.30r.
 Aschaffburger-Strasse 16 I.

Autoren

verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigensten Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags sub. Z. J. 86. bei Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

**Gelegenheitskäufe
 für Bibliophilen**

bestehend aus Luxusausgaben, Privatdrucken etc. billig zu verkaufen. Gefl. Zuschrift. unt. R. Z. a. d. Exp. d. Zukunft.

Ihr Charakter,

Geist, Gefühl w. nach Ihr. Schrift beur. Einzelh. gönst. Einfluss, Psych. Wissen. Vertrauens-Spez. nur für Gebild. seit 1890! Wohl. obl. Prosp. gratis. P. Paul Liebe, Psychologe, Augsburg I. Z. Poch

Schriftstellern

bietet rühriger Verlag mit aufstrebender Tendenz, Publikationsmöglichkeit. Anfragen mit Rückporto unter L. E. 4166. an Rudolf Mosse, Leipzig.

Gegen den Krieg

Der Zug Roschdestwenskis gegen Japan künstlerisch dargestellt



A. H. v. KOHL. Im
Palast der Mikroben
3 Bde. M. 10.50, geb. 12.75
In allen Buchhandlungen

Haupt & Hammon, Leipzig.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten
wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften
Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer
Werke in Buchform, sich mit uns in Ver-
bindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

*Jahreshefte
des Logen*

erörtert Dr. A. Dalber in dem Buche
„Ein Jahr Freimaurer“, 62 S. Gegen
Einsendung von M 1.10 franko von
Strocker & Schröder, Stuttgart-B. 24.

In weitesten Kreisen bekannter Verlag

kauft schnellst. u. bringt in geschmackvoll. Ausstattung, mit Erfolg Romane, Novellen, Gedichte
heraus, trägt e. Teil d. Kosten. Coulaute Zahlungsbeding. Zuschr. E. K. 56. Berlin W. 110.

Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

von Carl Jentsch.

VIII und 736 Seiten 8°. Preis broschiert 10 Mk.

Verlag von E. Haberland in Leipzig. 1909.

Dr. Freiherr v. Flöckher in der „Neuen Revue“: „Die tiefgründige
Frage, ob der wissenschaftlich Gebildete heute noch an Gott glauben kann, er-
örtert Carl Jentsch in meisterhafter Weise. Es ist ein Standardwerk, das uns
Deutschen lange gefehlt hat und das für jede Hausbibliothek angeschafft
werden sollte.“

Dr. Albrecht Wirth im „Tag“: „Eine neue Kulturgeschichte! Nicht
weniger ist nämlich das grosse Werk, das jüngst Carl Jentsch dem Deutschen
geschenkt hat. Ein Werk von grossem Wurf und seltener Freiheit.“

Professor Dr. Johannes Reinke beklagt im „Türmer“, dass berühmte
Geschichtswerke über den Einfluss des Christentums auf die Kulturentwicklung
keine Auskunft geben, und lässt fest: „Diesem Mangel wird abgeholfen durch
das höchst interessante Buch von Carl Jentsch, das in der Bibliothek keines
Gebildeten fehlen sollte. Trotz rücksichtsloser Geißelung ihrer Fehler und Ir-
tümer zeigt sich Jentsch doch von Achtung, ja von Liebe zu seiner Kirche erfüllt.
Wenn es einerseits für uns Protestanten lehrreich ist, die Zustände unserer Kon-
fession durch einen freisinnigen Katholiken beleuchtet zu sehen, so werden ver-
mutlich alle protestantischen Leser mir zustimmen, das Jentsch dem Protestantis-
mus nicht ganz gerecht wird. Damit soll aber der grössten Anerkennung für
das verdienstvolle Buch kein Abbruch geschehen, und gerade protestantischen
Lesern sei es warm empfohlen.“

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

nach wie vor

Zehlendorf bei Berlin (Wannseebahn)

(Heilmethode Dr. Lahmann)

2 Aerzte. Leitender Arzt: Dr. Hergens.

Prospekte durch die Verwaltung.

Schockethal bei Cassel
Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzück. sehrgeschützt. Lage. Zeitig. Frühling, mäßig. Sommertemp. Prospekt gratis. Tel. 1151 bei Umg. **Dr. Schaumlöffel.**

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Loschwitz. Prospekt gratis.

Diätet. Kuren nach Schroth.

Harzburger Jungborn!

Gr. Luftparks mit Lufthauskolonie, Glashallen u. Turngerät. Anerkannt vorzügl. Verpfl. Ia. Ref. b. l. d. höchst. Kreisen. **G. Haneke** in **Sophienhöhe**, 2 km von Bad Harzburg.

◆ Jeder deutsche Arzt ◆

wird bestätigen, dass Gicht, Arterienverkalkung, Magen- und Darmliden, Verstopfung, Leber- und Nierenleiden zuverlässig durch die Trinkkur mit der isotonischen Virchow-Quelle geheilt werden. Aerzliche Gutachten gratis und franco durch **Versand-Kontor Eltville Z. 30** Flaschen M. 18. — frachtfrei, Nachnahme.

Bilz'
Sanatorium
Dresden-
Radebeul



Bad

Gebirgsluftkurort und Solbad.

Mehr als Silber und Gold hebt **Kroden** heilige Quelle aus der Tiefe empor, den Schatz der Schätze:

Genesung!

Jll. Führer, Wohnungsbuch mit allen Preisen, Broschüre frei durch Herzogl. Badekommissariat Kurzeit 15. Mai bis 15. Oktbr.

Harzburg.

Westerland

25000 Besucher •

Familienbad

Sylt

Modernes Warmbadehaus mit grossem Inhalatorium, Luft- und Sonnenbad. Beliebtestes Nordseebad mit stärkstem Wellenschlag. Meilenlanger, staubfreier Strand. Grossartige Dünenlandschaften. **Prospekte** kostenlos durch die **Badedirektion Westerland** u. durch alle Reisebureaus u. Eisenbahnauskunftsstellen.



Chiemsee-Sanatorium
bei Prien — Tour —
München-Salzburg.
Hans I. Rangos f. physik.-diät. Kuren,
Nerv., Frauen- u. Stoffwechsellkrankhtn.
Spezialbehdlg. v. Krankh. d. Atmungs-
organe, Asthma (suss. Tuberkulose).
Auch f. Erholungsbed. u. z. Nachkur!
Herri, Lage an Wald-, See- u. Hochgeb.
Moderne Bade- u. elektr. Einrichtg. Luft-,
Sonnen- u. Seebäder. Inhalatorien. Lahmann Diät. Dir. Arzt Dr. Lüttrich.

Prospekte frei.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung, Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterluftbäder, behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt **Dr. Loebell.**

Allen Krebs-, Leber- etc. Leidenden zum Troste erschien im unter-
zeichneten Verlage.

Innere Heilkunst

von prakt. Arzt E. Schlegel.

Wichtig für Magen-, Leber- und Gallensteinleidende, bei Hämorrhoiden, inneren und äußeren Geschwülsten, Neubildungen und Wucherungen, oder wo man aus anderen Gründen einer Blutreinigung bedarf.

Prospekt gratis u. franko durch Verlag Rosenzweig, Berlin-Halensee No. 123.

Zwei führende Hotels der Gegenwart

BERLIN

Hotel Der Kaiserhof

Zimmer von 5 Mark an aufwärts,
mit Bad und Toilette von 12 Mark an

HAMBURG

Hotel Atlantic

Restaurant Pfordte

Zimmer von 4 Mark an aufwärts,
mit Bad und Toilette von 10 Mark an

Engelhard's Chasalla- Stiefel



D. R.-Patente Nr. 165 545, 179 971,
196 721. — Viele Auslandspatente.

Zur Reise

- Chasalla** - Sandalen
- Sportschuhe
und - Stiefel
- Chasalla** - Turnschuhe
- Tennisschuhe
und - Stiefel
- Chasalla** - Bergstiefel
- Jagdstiefel

denn sie verbürgen den Vollgenuss
der Erholung. — Erhältlich nur bei

Chasalla

Schuhgesellschaft m. b. H

W., Leipziger Strasse 19
C., König-Strasse 22-24
W., Taubentzen-Strasse 19

Gen. geschützt. Verlangen die gratis Broschüre **P**

Magdeburger Privat-Bank, Magdeburg-Hamburg.

Gegründet 1856. Aktienkapital u. Reserven ca. 40 000 000 M. Telegr.-Adr: Privatbank.
Filialen: Dessau, Eisenach, Eisleben, Erfurt, Halberstadt, Halle a. S., Langensalza, Mühl-
hausen i. Thür., Nordhausen, Sangerhausen, Torgau, Weißenfels, Wernigerode a. H. — Zweig-
niederlassungen: Aken a. E., Bismark i. A., Burg b. M., Calbe a. S., Egerl, Eilenburg,
Finsterwalde N.-L., Frankenhäuser, Gardelegen, Genthin, Halberstadt, Heinstedt, Hirschberg, Neu-
haldensleben, Ochoresleben, Osterburg, Osterwieck, Perleberg, Quedlinburg, Schönebeck a. E., Sandes-
hausen, Stendal, Tangerhütte, Thale i. H., Wittenberg (Box. Halle), Wittenberge (Box. Potsdam).
Kommandite in Aschersleben: Ascherlebener Bank Gessau, Koblen & Co. (Comm.-Ges.).
Ausführung sämtlicher bankgeschäftlichen Transaktionen.

Befreit

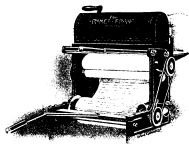
wird man von allen Hautunreinigkeiten und Hautauschlägen,
wie Mitesser, Finnen, Flechten, Gesichtspickel, Hautröte, Pusteln,
Blätchen usw. durch täglichen Gebrauch von

Stechenpferd-Teerschwefel-Seife

mit Schutzmarke „Stechenpferd“ von Bergmann & Co., Raddeul.
Bestes Mittel gegen Kopfschuppen, und gegen Haarausfall.
à Stück 50 Pfg. Überall zu haben.

RONEO Kopiermaschine

Ohne Wasser



Beseitigt vollständig die wohlbekanntenen Uebelstände,
welche beim Wasser-Kopier-System existieren.

Verlangen Sie kostenlose Probe.

RONEO Ges. m. b. H.

32 Koch-Str. BERLIN SW. 68 Koch-Str. 32

TELEPHON: Amt IV, No. 10536, 10537.

„KANZLER“

beste deutsche Schnell-Schreibmaschine

Trägerin der Meisterschaft von Deutschland

(errungen im Wettkampf mit den ersten Marken der Welt)

6 Goldmedaillen!

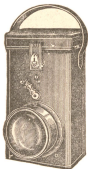
1 Grand Prix!

16 Anschläge pro Sekunde! * 20 Durchschläge auf einmal! * Garantierte Zeilengeradheit!

= Kein Verklappen der Hebel!! =

Kanzler-Schreibmaschinen A.-G., Berlin W.8, Friedrichstr. 71.

„Ferabin“-Handlampen mit Trockenbatterien



D. R. P.
und D. R. G. M.

Handlampe I

57

Handlampe II

17

Brennstunden

ununterbrochen

It. Prüfungsschein
des Physikal.
Staatslaboratori-
ums in Hamburg.

Prospekt franko!

Adolph Wedekind

Fabrik galvanischer Elemente
Hamburg 36, Neuerwall 36.

PHOTOGRAPHISCHE APPARATE

von einfacher, aber
solider Arbeit bis zur hoch-
steinsten Ausführung sowie
sämtliche Bedarfs-Artikel zu
sehr billigen Preisen. Appa-
rate von M. 4.— bis M. 500.—
Illust. Preisliste 5 kostenlos.

Chr. Tauber Wiesbaden Z

Gegen
Monatsraten
Uhren aller Art, Gold,
Silber, Albinde- und Kupferwaren,
Grammphone, Musikern, optische Ar-
tikel, feine Lederwaren, Koffer etc.
Neues Preisbuch gratis und franko.

Grau & Co., Leipzig 231

Vertragsfirma der meisten Be-
ruhmtesten-Vereine.
Auf alle Uhren 3 Jahre
Garantie.

Herz
Stiefel

reiten Herz
auf der Sohle.

Ehe-schliessungen England
rechtsgültige, in
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg.
Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91.

Am 17. 9133

Siedrung & Belgard

BERLIN W. 9, Bellevuestr. 41 vis-à-vis Hotel Esplanade.

Salon eleganter Pariser Toiletten

Am 17. 9133

KALASIRIS

Leibbinde für Kranke! **Korsettersatz für Gesunde!**
Epochmachende Neuheit. *Patentiert in allen Kulturstaaten.*

Beste Leibbinde für Kranke aller Art.

Einzig, ohne Schenkelriemen, Trag- und Strumpfbänder unverrückbar fest sitzende Leibbinde und Leibstütze, insbesondere für Unterleibskranke, an Wanderniere und Bauchbrüchen Leidende. Spezial-Modell für Schwangere und Magenleidende. Von zahl- reichen ärztlichen Autoritäten als vorzüglich anerkannt.

Man verlange kostenlos illustrierte Broschüre und Auskunft von

Kalasisiris G. m. b. H., Bonn am Rhein.

Berlin - Hamburger Kolonial - Kursbericht

herausgegeben durch das

Deutsche Kolonialkontor G. m. b. H.

erscheint jeden Sonnabend

Post-Abonnement 90 Pf. per Quartal.



Violinen

nach alten Meistermod.,
Bratschen, Celli, Mandolin-
nen, Gitarren geg. ger.

Monatsraten

von 2 Mk. an. Illustr.
Violin-Katalog gratis u.
frei. Postkarte genügt.

Bial & Freund
Breslau 157



Schreib- maschinen

mit allen Vervollkomm-
nungen, für Bureau-
und Privat Zwecke gegen

Monatsraten

von 10 Mk. an. Illustr.
Schreibmaschinen - Kata-
log gratis und frei.

Bial & Freund
Breslau 157



Waffen

Doppeltlnt., Drillinge,
Schreibbüchs., Revolver
usw. geg. bequeme

Monatsraten

v. 2 Mk. an. Ill. Waffen-
Katalog gratis und frei.
Fachmännisch. Leitung.

Bial & Freund
Breslau 157



Photogr. Apparate

Stativ- u. Handkameras
neueste Typen zu bill.
Preisen gegen bequem.

Monatsraten

von 2 Mk. an. Illustr.
Kamera-Katalog grat. u.
frei. Postkarte genügt.

Bial & Freund
Breslau 157



Goerz' Triëder - Binocles

für Reise, Sport, Jagd,
Theater, Militär, Marine
usw. gegen bequeme

Monatsraten

Andere Gläser m. bester
Paris. Opt. zu all. Preis.
Ill. Gläserkatalg. gr. u. fr.

Bial & Freund
Breslau 157



Grammo- phone

und Schallplatten, nur
prima Fabrikate, Auto-
maten usw. gegen ger.

Monatsraten

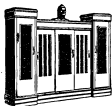
von 2 Mk. an. Illustr.
Grammophon - Katalog
grat. u. fr. Postk. genügt.

Bial & Freund
Breslau 157

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinflick, Bad Godesberg a. Rh.
 Modernstes Specialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v. **ALKOHOL**

Nähret die Nerven mit Neocithin aus Apotheken Drogerien.

Moderne Erdmannsdorfer Möbel:
 für Büro und Herrenzimmer



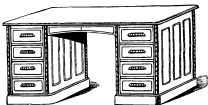
Man verlange Kataloge:

- „B“ für Bibliotheken und Bücherschränke
- „H“ für Herrenzimmer und Privat-Büro
- „K“ für Kontormöbel
- „L“ für Klubsessel und Ledermöbel

BEER & HAROSKE

G. m. b. H.

BERLIN C 37. nur Hausvogtelplatz 12



A. Heinemann & Co.

Fabrik moderner Büromöbel

BERLIN SW., Wilhelmstr. 106. Fernruf I, 7040.



Ostertag

Über **25,000** Kassen
 geliefert.

Ostertag-Werke A. G.
 Berlin SW. Friedrichstr. 43
 an der Kochstr.

Mal-Kah- Cigaretten-Spezialitäten

Yaxxo. Golden-Eve. Club.

BERGRECHT. Gestützt auf gründliches Spezial-Studium dieses besonderen Rechtsgebietes und langjährige praktische Erfahrungen auf demselben gestattet sich allen Interessenten zur Beratung und Vertretung in sämtlichen einschlägigen Fragen und Fällen zu empfehlen

Paul Ubbelohde, Syndikus, FRIEDENAU, Kaiserallee 137.
FERNSPRECHER: Friedenau 418.



D-Züge
Berlin-München
bis
Rudolstadt

Wegen Wagenfahrt
(1^{1/2} Stunde) durch
das Schwarzatal
drauf!

Huebner,
Schwarzburg

NATÜRLICHES **KARLSBADER SPRUDELSALZ**
SALZ
ist das allein echte Karlsbader
Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger
Optik renommierter optischer
Firmen zu Original-Preisen.
Modernste Schnellfokus-Cameras.
Bequemste Teilzahlung
ohne jede Provisionszahlung.
Binocles und Ferngläser.
Illustrierte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)
Berlin SW., Schönberger Str. 9.

• Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)
Nur für Teint, à Tube 60 Pfg.

Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pfg.
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Sommeraufenthalt. Im herrlichen Zäckental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10. — ab.

„Sanatorium Zäckental“ (Camphausen)

Rehelinie Warmbrunn-Schreiberhau, T. 11.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhof)
für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände
Diätetische, Brunn- u. Einziehungskuren.
Für Erholungsuchende, Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützt, der
nebelfreie, maderholzreiche Höhenlage.
Seehöhe 400 m. Ganzes Jahr besuch-
bares. die Administration in
Berlin SW., Mocherstrasse 115.

Inseraten-
Annahme für
„Die Zukunft“
durch
die
Anzeigenverwaltung
(Alfred Weber), Berlin SW. 68, Kochstrasse 13 a. Fernspr. W. 567
sowie durch sämtliche Annoncen-Espeditionen.

Für die Reise:



Garderoben-Koffer
Kupe-Koffer
Reise-Koffer
Handtaschen
Rucksäcke
Herren- und
Damen-Plaids
Plaid- und
Garderobe-Hüllen
Reisekörbe
Elegante Damen-
Staubmäntel
Moderne
Schuhwaren

in grösster Aus-
wahl zu
billigsten Preisen

Passage-Kaufhaus

Betriebsgesellschaft n. V.

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgerstr. 54-56 a